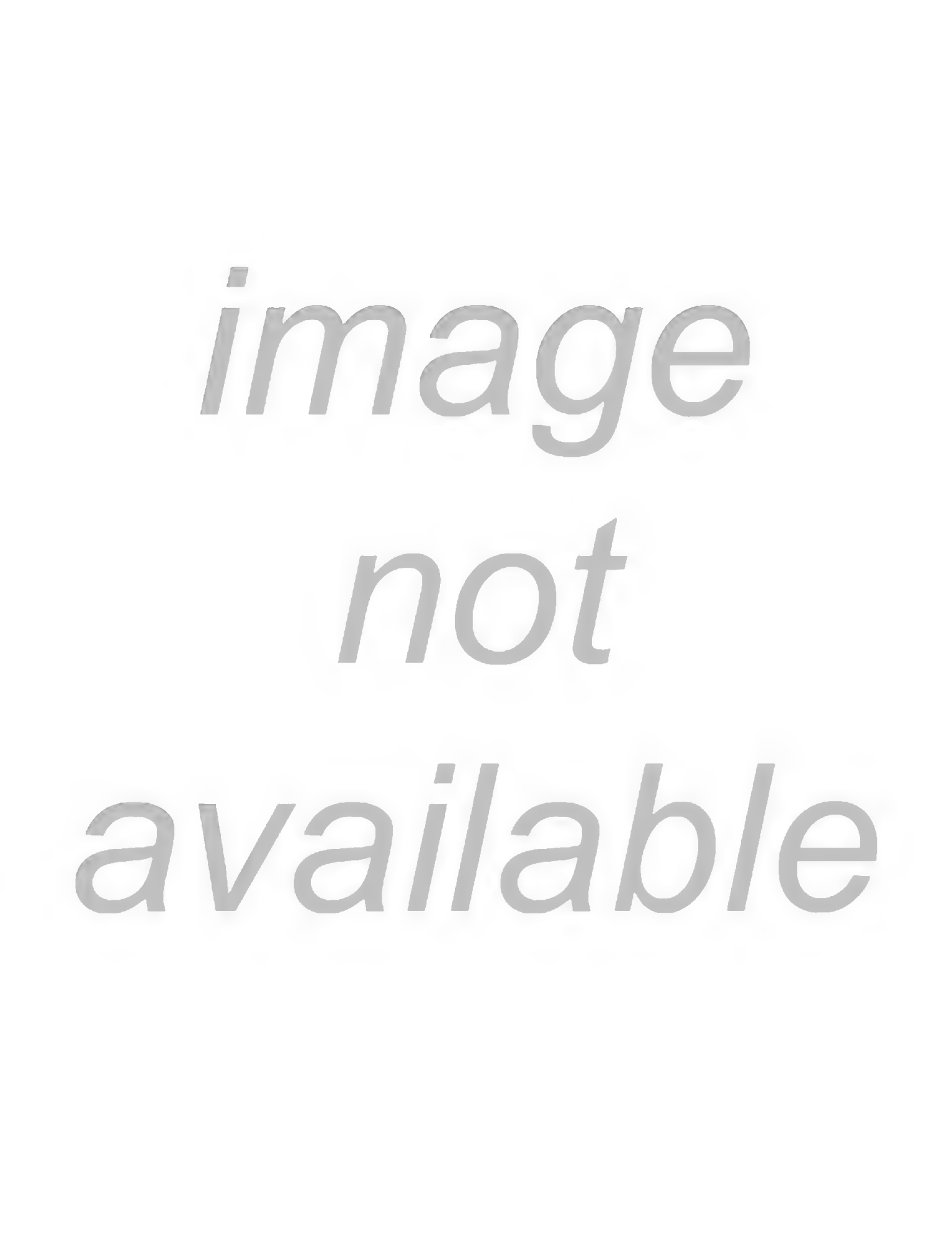


image
not
available

831.8 .H692K C.1
Hölderlin, Hegel und
Stanford University Libraries
3 6105 048 140 5

831.6 .H692K C.1
HLoiderlin, Hegel und
Stanford University Libraries
3 6105 048 140 565

831.6
H692K

Google

R. Zildebrand.
Mai 1881.

Digitized by Google

Andrus von Klaiber: 131 Anm.

J. Klaiber, fd. Möritz. Nüttg. 1876.

Digitized by Google

Hölderlin, Hegel und Schelling

in ihren schwäbischen Jugendjahren.

Von

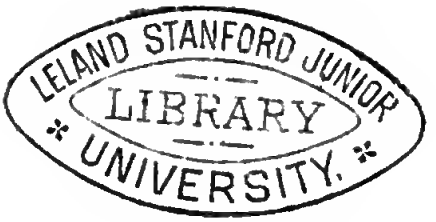
Julius Klaiber
Professor am Realgymnasium in Stuttgart.

Eine Festschrift

zur Jubelfeier der Universität Tübingen.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.



A. 32678.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Der hohen

Eberhard-Karls-Universität

in Tübingen

zu ihrer

vierhundertjährigen Jubelfeier

von dem Verfasser und der Verlagshandlung

in dankbarer Verehrung

zugeeignet.

Die Jubelfeier der Tübinger Hochſchule, deren Nahen überall, wo dankbare Schüler der ehrwürdigen Eberhardo-Carolina weilen, beglückende Erinnerungen wachruft, lenkt von ſelbſt den Blick in die früheren Zeiten ihres Wirkens zurück, und unwillkürlich wird jeder in dieſen Tagen mit dem Dank für die geiſtige Erziehung, die er ſelbſt bei der alma mater genoſſen, die Vorſtellung deſſen verknüpfen, was ſie auf dem beſondern Gebiete ſeiner Studien im Lauf der Jahrhunderte zu der Geſammtbildung der Nation beigetragen hat.

Für die Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens, ſoweit es in der Poeſie und in den höheren Formen der Literatur hervortritt, iſt Tübingen, wenn wir von den jüngeren Bildungen abſehen, vorzugsweiſe in zwei zeitlich ſich nahe liegenden, aber beſtimmt geſchiedenen Perioden von Bedeutung geweſen: einmal in jener erregten Zeit am Schluß der achtziger und in der erſten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die durch Leſſing und Herder, durch Goethes und Schillers Jugendwerke hervorgerufene und durch die Kantiſche Philoſophie mit einem neuen, gewaltigen Inhalt erfüllte Gährung der Jugend, genährt und verſtärkt durch die politiſchen Erſchütterungen jenſeits

des Rheins, eine Erneuerung des Sturms und Drangs der siebenziger Jahre, aber auf ausgedehnterem Schauplatz und mit neuen Zielen des Strebens, im Schooße zu tragen schien; und dann ein zweites Mal im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, als die Frucht der eben bezeichneten Gährung, die romantische Richtung, bereits ihre Eigenthümlichkeit nach den verschiedensten Seiten hin voll ausgestaltet, und mit dem geheimnißvollen Zauberschimmer ihres neuen Weltbildes alle Herzen, die jugendlich für eine schönere Zukunft glühten, an sich zu ziehen begonnen hatte.

Beidemale finden wir in Tübingen eine Dreizahl[1] studirender Jünglinge, in denen sich die Bewegung der Geister rings um sie her verdichtet, dort stürmischer und kühner, hier ruhiger und gesättigter, dort mehr mit universeller Richtung, auf die Totalität des Geistes, die Einheit des Schönen mit dem Wahren, der Poesie und Kunst mit der Philosophie und beider mit dem Leben abzielend, hier mehr friedlich innerhalb der Poesie sich vergnügend und ihrer goldenen Früchte aus allen Zeiten und Zonen in gemeinsamem Genusse sich erfreuend: das einemal ist es Hölderlin, Hegel und Schelling, das anderemal Justinus Kerner, Ludwig Uhland und Karl Mayer, denen sich erst nach der Universität der jüngere Gustav Schwab als vierter Genosse zugesellt.

Hat die letztere Gruppe den Vorzug eines bestimmter ausgesprochenen Charakters und einheitlicher Geschlossenheit für sich, wie sie denn auch später im Wesentlichen auf dem

[1] „Die schwäbische Dichterstaude treibt gern dreiblättrig," sagt Strauß (Gesammelte Schriften 2, 201) bei Gelegenheit von Waiblinger, Mörike, Bauer, denen man dann wiederum ihn selbst mit Vischer und Pfizer an die Seite stellen kann.

in den Univerſitätsjahren gelegten Grunde vereinigt geblieben iſt, ſo bietet dafür jene ältere den unvergleichlichen Reiz, den das erſte Keimen und Sproſſen von neuen Gedanken und Anſchauungen auf uns ausübt, und die Beobachtung der hier noch an leichtem Bande zuſammengehaltenen, ſpäter aber ſo mächtig und wirkungsvoll auseinanderſtrebenden innern Gegenſätze fordert die Darſtellung noch entſchiedener heraus, als ſelbſt der trauliche Zauber, der bei dem jüngeren Kleeblatt in dem Bilde eines liebenswürdig innigen Freundesverkehrs uns anſpricht.

Dazu kommt, daß gerade für die württembergiſchen Zuſtände die Zeit, in welche die Jugendjahre der älteren Gruppe fallen, von ganz beſonderem Intereſſe iſt, weil ſie uns auf den mannigfaltigſten Gebieten den Kampf des Alten mit dem Neuen, des Einheimiſchen mit dem von außen Empfangenen darſtellt. Reichlich zwei Jahrhunderte, im Weſentlichen ſeit dem Abſchluß der Konkordienformel (1576), hatte der ſchwäbiſche Geiſt ohne lebhaftere Wechſelwirkung mit dem deutſchen Geſammtleben ſein ſtilles Sonderdaſein geführt, dem es bei viel Einſeitigkeit und all den mancherlei Schwächen, welche von vereinzelter Entwicklung unzertrennlich ſind, nicht an einem ſoliden Gepräge ſubſtantieller Tüchtigkeit, zumal in der Geſtaltung des Unterrichtsweſens, mangelte. Nun ſehen wir ihn, hauptſächlich durch die kräftige Wirkung der Kantiſchen Philoſophie geweckt, am Ende der achtziger Jahre mit einemmale ſich den Einflüſſen des unaufhaltſam fortſchreitenden Geſammtgeiſtes der Nation erſchließen. Aber noch iſt die Gegenwirkung des Hergebrachten, Altbefeſtigten zu ſtark, und die Jünger der neuen Richtung, welche ſich ganz mit den höchſten Bildungselementen der Zeit erfüllt

haben, um sie auf dem Grunde ihrer schwäbischen Eigenart und des altwürttembergischen Bildungsganges selbständig in sich umzugestalten und eigenthümlich vertieft dem allgemeinen Bewußtsein wieder zuzuführen, die Hölderlin, Hegel und Schelling müssen aus dem Lande gehen, um den richtigen Schauplatz für ihr Wirken zu gewinnen, wie schon zehn, elf Jahre zuvor der größte Sohn des schwäbischen Stammes.

In solcher Weise aufgefaßt könnte die Bildungsgeschichte dieser merkwürdigen Studiengenossen neben dem biographischen Interesse, das sie jedenfalls gewährt, nicht nur einen Beitrag zu der Entwicklungsgeschichte des schwäbischen Geistes in einer ihrer wichtigsten Perioden bieten, wie sich denn das Wesen und die charakteristische Eigenthümlichkeit solcher Epochen wohl am sichersten an konkreten Beispielen, an dem bis ins Einzelnste erforschten Lebensgang geistig bedeutender Persönlichkeiten erkennen läßt; sie dürfte zugleich auf weiterem Gebiete vielleicht nicht ohne Bedeutung für das Verständniß jener weitverbreiteten Zeitrichtung sein, aus welcher durch die sehr bestimmte Einwirkung einzelner Männer die Romantik hervorgegangen ist. Das übereinstimmende Bild dieser schwäbischen Vertreter der neuen Strömung zeigt zwar in vielen und bedeutenden Zügen eine ausgesprochene Verwandtschaft mit dem, was im Allgemeinen als das Wesen der romantischen Richtung gilt, aber in vielem andern weichen sie — auch Schelling, ehe er in den Kreis der Jenenser Genossen eintrat — so entschieden von der specifischen Erscheinungsform derselben ab, daß sich hier von einer neuen Seite die Nothwendigkeit zu ergeben scheint, in der geschichtlichen Darstellung dieser Periode des deutschen Geisteslebens die allgemein

giltigen, in naturgemäßer Folge aus den gegebenen Bedingungen hervorgegangenen Merkmale ſtrenger, als vielfach geſchieht, von jenen andern zu ſcheiden, die in der überſtark hervortretenden Subjektivität der leitenden Perſönlichkeiten ihren leidigen Grund haben.

Lange ſchon war es im Stillen mein Wunſch, an der Hand der Urkunden die Jugendentwicklung jener Drei zu verfolgen, und da nun die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, in würdigem Andenken an ihre alten Beziehungen zu der Univerſität Tübingen, deren Erinnerung erſt kürzlich wieder die ſchöne Publikation des Schiller-Cotta'ſchen Briefwechſels (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1876) dem öffentlichen Bewußtſein erneuert hat, ihrerſeits durch edle typographiſche Ausſtattung einer geeigneten Schrift an der Jubelfeier ſich zu betheiligen wünſchte und in dieſer Richtung bei mir anfragte, erwachte bei mir mit dem Herzensdrang, der mir ſo theuren Hochſchule, der ich die glücklichſten Erinnerungen einer ſchönen Jugend verdanke, einen Feſtgruß an ihrem Ehrentag zu ſenden, zugleich die alte Liebe zu dem reichen Stoffe, der überdieß ganz in der Linie deſſen zu liegen ſchien, wodurch der Cotta'ſche Verlag in der Tübinger Zeit ſeinen Ruhm begründet hat, und ſich zum Theil ſpeciell auf Autoren deſſelben von damals bezog.

Zwar durfte leider nicht, wie im Hinblick auf das Univerſitätsjubiläum das Natürlichſte geweſen wäre, die gemeinſame Univerſitätszeit der drei Jünglinge zum Mittelpunkt der Darſtellung gemacht werden. Aus den Vorarbeiten ergab ſich unzweifelhaft, daß das für die betreffenden

Jahre bereits geſammelte und in den Biographien der Einzelnen mitgetheilte Material ſich nicht erheblich vermehren ließ, und daß darum auch die Darſtellung der gemeinſamen Beziehungen der Drei, wie ſie R. Haym in ſeiner ausgezeichneten Geſchichte der romantiſchen Schule (Berlin 1870), wenn auch kurz, doch in den Geſichtspunkten zutreffend und erſchöpfend, gegeben hat, nicht in einer Weiſe ergänzt werden konnte, welche eine ſelbſtändige Behandlung rechtfertigen würde.

War alſo in dieſer Hinſicht auf bereits Bekanntes zu verweiſen, ſo ſchien es dagegen um ſo mehr dem beſonderen Zweck der Schrift zu entſprechen, wenn ich den Verſuch machte, eines der wichtigſten Attribute der Univerſität, das, nahezu gleich alt mit ihr, in den früheren Zeiten die ſtärkſten Wirkungen hervorgebracht hat, die ſich an den Namen der Tübinger Hochſchule knüpfen, das Tübinger Stift, nach ſeiner Bedeutung für die Bildung jener Drei einer eingehenderen Unterſuchung, als bisher geſchehen, zu unterziehen. Sie ſelbſt zwar verhielten ſich eher verneinend zu der Anſtalt, in deren Räumen ſie ihre fünf Studienjahre verbracht haben, und eine unmittelbar fördernde Einwirkung des Stifts auf dieſe begabteſten ſeiner Zöglinge tritt nicht ſichtbar hervor. Um ſo größer iſt der ſtille und unmerkliche Einfluß, den der Geiſt der Anſtalt und ihre Lebensordnung auf ſie ausübte; manches in der beſondern Art der in Rede ſtehenden Männer läßt ſich ohne genauere Kenntniß des Stiftes kaum verſtehen, und an ſich ſchon glaubte ich für ein Bild von dem damaligen Stand dieſes merkwürdigen Unterrichtsorganismus, der an Eigenart, an Länge der Dauer, an Kraft und Beſtimmtheit der Wirkung wohl nicht ſeines Gleichen in Deutſchland

hat und mit einzelnen Seiten des ſchwäbiſchen Stammescharakters in unverkennbarer Wechſelwirkung ſteht, ſchon darum Intereſſe vorausſetzen zu dürfen, weil die ſchon ſo oft gewünſchte und geforderte Geſchichte des Tübinger Stifts bis heute noch fehlt.

Sollte aber die Schrift einen Beitrag zum Verſtändniß der innern Entwicklung der drei Genoſſen liefern, ſo galt es jeden Einzelnen mit Hülfe des urkundlichen Materials, ſoweit es noch beigebracht werden konnte, in ſeine Anfänge zurückzuverfolgen und auf die allmählich hervortretenden Merkmale der beſondern Eigenthümlichkeit zu achten. Es galt, das Werden und Wachſen der Seele, des individuellen Lebens, mit den darauf wirkenden Einflüſſen von den Urſprüngen an zu begleiten, auf dem allgemeinen Grunde des Zeitbildes die altwürttembergiſchen Verhältniſſe, die öffentlichen ſo gut wie die geſellſchaftlichen und perſönlichen, ganz beſonders aber die Zuſtände des Unterrichtsweſens von damals in ihrer Bedeutung für die zum Voraus gegebene Anlage zu zeichnen und ſo die genetiſche Entwicklung der merkwürdigen Individualitäten bis zu ihrem Eintritt ins Stift zu ſuchen, wo dann die bisher getrennten Wege zuſammentreffen und die in gewiſſem Sinn ſchon beſtimmt ausgeſprochenen Naturen durch wechſelſeitige Einwirkung wie durch die gemeinſame Aufnahme der Bildungselemente der Zeit im Weſentlichen ihre bleibende und endgiltige Geſtaltung gewinnen.

Gerne geſtehe ich, daß mir perſönlich derjenige Abſchnitt, der ſich mit dem ſtufenmäßigen Wachsthum der einzelnen Perſönlichkeit beſchäftigt, der anziehendſte war, um ſo mehr, weil ich ſchon die Knaben- und früheren Jünglingsjahre bei jedem der Drei ſo durchaus eigenthümlich

gefärbt und mit ſeltener Klarheit auf die ſpätere Ausbildung hinweiſend fand.

Aber pſychologiſche Verſuche dieſer Art bewegen ſich auf ſchwankem und unſicherem Grunde; ſie können ſelten mit der ſcharfen Klarheit des kritiſchen Verſtandes, vielfach nur mit den Organen der innern Anſchauung und des nachempfindenden Inſtinkts geführt werden. Täuſchungen wider Wollen und Wiſſen ſind nirgends leichter als auf dieſem Gebiete, und je mehr ich ſelbſt mir bewußt bin, daß Vieles in dem Nachfolgenden nicht auf feſten und klaren Beweiſen ruht, ſondern mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit aus inneren Merkmalen erſchloſſen iſt, um ſo lebhafter habe ich den Leſer um freundliche Nachſicht und um jene liebevolle Verſenkung in den ſchönen und anziehenden Gegenſtand zu bitten, der ich ſelbſt bei dieſen Unterſuchungen am meiſten verdanke.

Friedrich Hölderlin

1770—1788.

Still und bewegt.

Rahel nach dem Hyperion.

Hölderlins innere Entwicklung zu verfolgen, hat einen ganz eigenen Reiz, zumal für den Kenner des ſchwäbiſchen Landes. Denn wenn von Einem das Goethe'ſche Wort gilt: „Wer den Dichter will verſtehen, muß in Dichters Lande gehen," ſo iſt es Hölderlin, der, was er als Dichter geworden, halb und mehr als halb der umgebenden Natur dankt.

Er iſt am Neckar geboren, demſelben Fluſſe, den er hernach als Knabe in Nürtingen, als Student in Tübingen wiederfand, und deſſen Wellen noch der Irre vierzig lange Jahre hart unter ſeinem Fenſter ſollte dahinziehen ſehen.

„In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf," (1, 45) [1] ſo ruft er auf der Höhe ſeiner Dichtung dem „geliebten Strome" zu; ihn grüßt er vor allem, wenn er aus der Ferne heimkehrend (1, 50. 54) das grüne Thal wieder ſieht, „wo zwiſchen Bergen, da die Rebe wächst, An manchem Dorf vorüber, durch die Wieſen Zu uns herab, von

[1] Citirt iſt durchaus nach der größeren Geſammtausgabe: Friedrich Hölderlins ſämmtliche Werke, herausgegeben von Chriſtoph Theodor Schwab. Erſter Band: Gedichte und Hyperion. Zweiter Band: Nachlaß und Biographie. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1846. Die treffliche Biographie iſt im Folgenden vielfach dankbar benützt.

luſt'ger Weid' umkränzt, Das goldne, ruhige Gewäſſer wallt" (1, 70), und ſelbſt wenn ſein Schutzgeiſt dereinſt ihn zu den ſeligen Inſeln Joniens bringen ſollte, wird ihm „aus treuem Sinn auch da ſein Neckar nicht weichen mit ſeinen lieblichen Wieſen und Uferweiden" (1, 46).

Es liegt etwas Rührendes in dieſer innigen Beziehung des ſchwäbiſchen Dichters zu dem ſchwäbiſchen Fluſſe, und man könnte verſucht ſein, den Neckar ſelbſt, der ſo ſtill und beſcheiden durch ein Land voll friedlicher Anmuth zieht, zum Bilde des Dichters in ſeinem Verhältniß zu den größeren Genoſſen zu nehmen.

Sein Geburtsort, das uralte Städtchen Lauffen, an beiden Ufern des Fluſſes gelegen, iſt unbedingt einer der lieblichſten Punkte am Neckar. Auf hoher Felswand, die ſchroff aus dem Strombett emporſteigt und von rankenden Roſen und wildem Rebenlaub umgrünt iſt, ſteht ſchlank und frei mit hohem Chor die ſtattliche Kirche, und daneben wie ein Küchlein bei der Henne, die wunderniedliche Regiswindiskapelle, ein kleines Schauſtück des 13. Jahrhunderts, der Sitz einer zarten und ſinnigen Legende; eine Felſeninſel gegenüber mitten in der Strömung, mit dunkeln Laubkronen, die ſich über hellſchimmernden Gebäuden wölben, weiter aufwärts eine lange Steinbrücke, mit vielen Bögen die Ufer verbindend, dazwiſchen das milde Rauſchen der muntern Wellen und hinter den Häuſern des Städtchens in ſanftgezogenen Linien niedere Rebenhöhen — das ganze Bild, weit und doch beſtimmt umgrenzt, iſt ſo recht eine ſchwäbiſche Landſchaft von idylliſchem Reiz und nicht ohne einen leiſen Hauch von Wehmuth.

Hölderlin ſelbſt hat dieſes Bild in der „Herbſtfeier" (1, 96) mit weichem Gefühl gezeichnet, und unwillkürlich,

wenn man dort an den Wellen des Neckars hingeht, denkt man der Worte, mit denen ſein Hyperion (im ältern Fragment, 2, 244) am Meles bei Smyrna die Erinnerung an Homer feiert: „Der Gedanke iſt ſo erheiternd, daß der holde Knabe da im Sande geſpielt habe und die erſten Eindrücke empfangen, aus denen ſo ein ſchöner Geiſt ſich allmählich entwickelte.“

Noch mehr freilich gilt dies von dem ſtillen Plätzchen, wo, eine kleine Viertelſtunde vom Fluß entfernt, eigentlich die Wiege des Dichters ſtand. In einſamer Abgeſchiedenheit, ganz an den niedern Höhenzug gelehnt, der das Thalgelände abſchließt, liegen die Reſte des alten Nonnenkloſters, das im Jahre 1003 zu Ehren der hl. Regiswindis geſtiftet ward. Noch ſieht man dort mitten im Grün der Reben verfallenes Gemäuer, da und dort auch eine gothiſche Fenſterfüllung von dem einſtigen Kreuzgang. Daneben aber erhebt ſich ein geräumiges Haus neuerer Bauart, vor hundert Jahren noch der Sitz des „Kloſterhofmeiſters,“ der für den Kirchenkaſten in Stuttgart das einſtige Kloſtergut und ſeine mannigfaltigen Einkünfte zu verwalten hatte.

Schon der Großvater des Dichters, Friedrich Jakob Hölderlin, hatte ſeit 1730 (1742?) hier geſeſſen; nach altſchwäbiſchem Brauch war ihm der Sohn, Heinrich Friedrich, im Amte gefolgt[1], und wer will ſagen, ob nicht unſerm Johann Chriſtian Friedrich, der am 20. März 1770 in dieſem Hauſe geboren ward, die gleiche Beſtimmung in der Wiege zugedacht war?

Da ſtirbt, noch ein junger Mann, 1773 der Vater, und nach wenigen Jahren (wie es ſcheint 1775) muß der Knabe

[1] Vgl. „Fürſtlich Württembergiſch Dienerbuch“ herausgegeben von Eberhard Emil v. Georgii-Georgenau. Stuttgart 1877. S. 340 und 475.

mit der Mutter und der kleinen Schweſter von dem trauten Orte ſcheiden. Die Wittwe hat ſich mit einem Freund ihres verſtorbenen Mannes, dem Bürgermeiſter und Kammerrath Herrn Johann Chriſtoph Gok in Nürtingen, vermählt, wohl mit im Gedanken, dem talentvollen Knaben eine väterliche Zucht zu verſchaffen. Aber noch iſt dieſer nicht zehn Jahre alt, als am 8. März 1779 [1], auch der zweite Vater, kaum ein Dreißiger, von einem hitzigen Fieber dahingerafft, ſtirbt. [2]

Unzweifelhaft iſt dies für Hölderlins Entwicklung von tiefwirkendem Einfluß geworden: ſo trefflich die beiden Frauen waren, denen nun ſeine Erziehung oblag, die Mutter, der er zeitlebens eine rührend innige Pietät bewahrt hat, und die Großmutter, die wir, die „ſanfte Seele," aus ſeinem ſchönen Gedichte „zu ihrem zweiundſiebenzigſten Geburtstag" (1, 86) kennen, ſo rein und edel der Geiſt im Hauſe geweſen ſein muß, wie wir ſchon aus dem zarten Abglanz dieſes Familienlebens in Hölderlins „Ahnenbild" (1, 18) ſchließen, ſo entſchieden wir überhaupt hier die Quelle jener holden Charis, jenes feinen, ſittlichen Zartgefühls erkennen, das von allem Anfang an ſein köſtlichſtes Angebinde iſt — es war eben doch nur weibliche Leitung, doppelt gefährlich, je bildſamer und empfänglicher die Natur des Kleinen war und je weniger er durch angeborenes Maß zu unmittelbarem Eingreifen der erziehenden Zucht Veranlaſſung geben mochte.

[1] Die genaueren Data nach den mir gefälligſt mitgetheilten Kirchenbüchern in Lauffen und Nürtingen. Hinſichtlich des Geburtstages mag bemerkt ſein, daß der 20. März durch das Taufbuch („1770. nat. 20. mart. ren. 21.: Johann Chriſtian Friederich") feſtgeſtellt, der 29. aber merkwürdigerweiſe vom niedern Kloſter an beharrlich in allen geſchriebenen und gedruckten Documenten erſcheint.

[2] Den Schmerz des Knaben bei dem Tod des „ewig theuren Vaters" ſchildert ein Jugendgedicht aus dem Jahr 1786, mitgetheilt im Morgenblatt 1863 Nr. 34. S. 794.

Man fühlt es nach, wie raſch der begabte Knabe mit dem frühzeitig keimenden Innenleben der mütterlichen Einwirkung entwuchs, und wie ſich in dieſen häuslichen Verhältniſſen nicht nur die von ihm ſelbſt empfundene „wächſerne Weichheit“ entwickelte, die ſich nichts zu verſagen im Stande iſt und gleich Goethes Werther „ihr Herzchen hält wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm geſtattet,“ ſondern auch jener „herriſche Eigenſinn“ (1, 31 „wie Kinder, die zu zärtlich die Mutter hält“), deſſen er ſich ſpäter ſo oft in Briefen und Gedichten anklagt: es iſt die frühe Wurzel ſeines Schickſals.

Von Haus aus eine tief innerliche und in dieſer Innerlichkeit tief einſame Natur, wie ſie unter den Schwaben beſonders häufig ſich finden, wendet ſich der Knabe, um den mächtig hervorbrechenden geiſtigen Drang zu befriedigen, in Ermanglung eines männlichen Ideals an die lebloſe Natur; am liebſten im Freien, im Walde ſchweifend, oder unter den Bäumen gelagert, gibt er ſich mit ſuchender Innigkeit den Eindrücken der ſchönen Landſchaft hin, wie ſie eben bei Nürtingen beſonders anſprechend ſich darbot: das freie Wieſenthal mit dem pappelumſäumten Fluſſe, das Städtchen im Grunde, die waldbekrönten Höhen auf der einen Seite und gegenüber, kaum zwei Stunden entfernt, die impoſante Kette der ſchwäbiſchen Alb, die gerade am Abſchluß des blüthenreichen Thälchens, das bei Nürtingen zum Neckar ausläuft, groß und ernſt die wuchtige Maſſe des Hohenneuffen zeigt. Beſonders wird ein ſtiller Schlupfwinkel auf den waldigen Höhen des linken Ufers, eine Felsſchluft, tief im Dickicht verborgen, an welche ſich eine Sage aus Herzog Ulrichs wechſelvollem Leben knüpft, als ſein Lieblingsplatz genannt, wo er dem

um sechs Jahre jüngeren Halbbruder zu erzählen oder aus seinem Klopstock vorzulesen liebte, und es ist ergreifend zu sehen, wie noch in den irren Jahren der Dichter vergeblich ringt, aus einem (für uns verlorenen) Jugendgedichte die zerrissenen Fäden dieser theuren Kindheitserinnerung an den „Winkel von Hart“ wieder zusammenzuknüpfen. (2, 342.)

So beginnt frühe schon jene Richtung und Gewöhnung, die das höchste Glück des Knaben, des Jünglings ausmachte, die selige Versenkung in die Natur, „die wandellose, stille und schöne“ (16, 6), die er später als das „Paradies der Kindheit“ in den Gedichten wie im Hyperion, in unzähligen Wendungen mit sehnsüchtigem Verlangen wieder zurückruft, jene „goldnen Kinderträume,“ da er noch der Natur „um ihren Schleier spielte, noch an ihr wie eine Blüthe hing,“ „da in leiser Lust und Schöne seiner Seele Mai begann“ (1, 14. 16). Denn in der Kindheit ist nach seiner Lehre dem Menschen sein höchstes Glück beschieden, „die unmittelbare, angeborene Einheit mit der Natur“ (2, 231).

Begreiflicherweise gehört der Ausdruck, den sich diese Stimmung in seinen Dichtungen gibt, durchaus der späteren Zeit an, und gewiß ist es eine optische Täuschung, wenn er uns als Inhalt seiner Kindheitsträume Dinge bezeichnet, die ein gereiftes Denken erfordern, aber die Richtung dieser Sehnsucht und der allgemeine Stimmungscharakter ist sicher schon damals derselbe gewesen, und unbedenklich dürfen wir aus der entwickelteren Form der bewußten Zeit Rückschlüsse wagen auf das noch gestaltlose Wogen der Empfindung in der keimenden Seele des Knaben.

Aber es fehlt auch nicht an Zeugniſſen, welche dieſen kindlichen Gefühlen zeitlich bedeutend näher ſtehen. Im Morgenblatt, Jahrgang 1863, Nr. 34. 35 iſt (von C. Schwab) aus dem Beſitz des bekannten Handſchriftenſammlers Karl Künzel in Heilbronn, eine Anzahl von bisher unbekannten Jugendgedichten Hölderlins mitgetheilt, von denen ſich mehrere mit Kindheitserinnerungen beſchäftigen, die zu allen Zeiten ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Muſe waren. Ein Gedicht aus dem Jahre 1786 gibt uns wohl am ſicherſten die Gefühlsfarbe von damals. Er wendet ſich an den jüngern Halbbruder (S. 794 f.):

Guter Karl! — in jenen ſchönen Tagen
Saß ich einſt mit dir am Neckarſtrand;
Fröhlich ſahen wir die Welle an das Ufer ſchlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich ſah ich auf. Im Abendſchimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durch's Herz; und plötzlich ſcherzt' ich nimmer,
Plötzlich ſtand ich ernſter auf vom Knabenſpiel.

Bebend lispelt' ich: wir wollen beten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüſche hin.
Einfalt, Unſchuld war's, was unſre Knabenherzen redten —
Lieber Gott! die Stunde war ſo ſchön!
Wie der leiſe Laut Dich Abba nannte!
Wie die Knaben ſich umarmten, himmelwärts
Ihre Hände ſtreckten! wie es brannte —
Im Gelübde, oft zu beten — beider Herz!

Gewiß, ein ſchönes Bild aus dem ſtillen Heiligthum eines reinen Knabengemüths, aber zugleich von pſycho-

logiſchem Intereſſe, weil uns dieſe andachtsvolle Sprache ſofort an die Innigkeit der Ausdrücke erinnert, in die er ſpäter ſeinen Naturkultus, ſeine hinreißenden Hymnen an den Helios, an den Aether u. ſ. f. kleidete. Immer erſcheint er als ein Knabe von wunderzarter Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die ihm aber jedesmal wieder nur der Anlaß zu werden ſcheinen, die innere Unendlichkeit ſeiner Empfindung hervorzurufen und zu nähren: er nimmt die Stimmung nicht aus der Natur, er ſucht in ihr das Echo der eigenen; aber ſie wirkt weckend auf ſein Innenleben.

Man mag ſich Hölderlins früheſte Knabenzeit gerne nach dem Bilde des Parcival in jener thauduftigen Epiſode der großen Wolfram'ſchen Dichtung denken, wie er in der ſtillen Waldeseinſamkeit von Soltane herzinnig an der Mutter hängend und doch bei ihr nicht ſein volles Genüge findend, im Walde ſchweift und den Vögeln auf den Bäumen lauſcht, und wie nun der Vöglein Sang ihm das kleine Herzchen mit unverſtandenen, unausſprechbaren Ahnungen ſchwellt, daß ihm vor ſüßer Unruhe die Augen übergehen und der Knabe mit Schmerzgebärden zur Mutter gelaufen kommt, der er doch nicht zu ſagen weiß, was ihn ſo zum Weinen zwang. Nur bleibt dem Schwabenkinde leider in dem dunkeln Weben der Gefühle jenes Gegengewicht des aktuellen Lebens verſagt, das dort durch das Anſchauen des Ritterthums die Innerlichkeit des Knaben in das friſche Element der bewegten, handelnden Welt hinausführt. Hölderlin verharrt ungeſtört im dämmernden Träumen, und indem er in der lautern Luft jenes ſittlichen Zartſinns, die ihn rings umgibt, die Organe des Empfindens immer feiner und vollkommener ausbildet, nährt er damit den

Keim jener Werther-, jener Taſſonatur, die das Verhängniß ſeines Lebens wurde.

In der That, je mehr man ſich in dieſen Liedern, dieſem Hyperion einlieſt, zumal in dem ältern Fragment des Hyperion von 1794 (2, 231 ff.), je mehr man durch dieſe ſtille Heiterkeit, die ſich doch ſo ganz eigen mit einer faſt magnetiſchen Anziehungskraft der Sehnſucht paart, in das Innere dieſes Dichters und ſein Werden ſich hineinzufühlen veranlaßt wird, deſto mehr wird man von der Aehnlichkeit mit jenen Geſtalten erfaßt, in denen Goethe die eine Seite ſeiner wunderbaren Doppelnatur für ſich und ohne das Gegengewicht der andern, auf dem eben ſeine Größe und innere Geſundheit beruht, darzuſtellen liebte.

„Wenn ich oft da lag unter den Blumen und am zärtlichen Frühlingslichte mich ſonnte und hinauf ſah ins heitre Blau, das die warme Erde umfing, wenn ich unter den Ulmen und Weiden im Schooße des Berges ſaß nach einem erquickenden Regen, wenn die Zweige noch bebten von den Berührungen des Himmels uud über dem tröpfelnden Walde ſich goldne Wolken bewegten, oder wenn der Abendſtern voll friedlichen Geiſtes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels, und ich ſo ſah, wie das Leben in ihnen in ewiger müheloſer Ordnung durch den Aether ſich fort bewegte, und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauſchte, ohne zu wiſſen wie mir geſchah — haſt Du mich lieb, guter Vater im Himmel? fragt' ich dann leiſe, und fühlte ſeine Antwort ſo ſicher und ſelig am Herzen.“ Dieſer Satz (1^{b}, 9) könnte, mit einigen Aenderungen, faſt im Werther ſtehen und erinnert in Geiſt und Fügung von ſelbſt an jene bekannte Stelle in dem Brief vom 10. Mai.

Indeß, ſo ſehr auch bei Werther-Goethe ein ſehnſüchtiges Verlangen der Grundton ſeines Verhaltens zur Natur iſt, ein Unterſchied ſpringt doch ſofort in die Augen, der tief in beider Natur begründet iſt. Goethe, indem er den empfindungskranken Werther ſchildert, iſt ſelbſt geneſen, ſicher auf den feſten Boden der innern Kraft hinübergerettet; ja man möchte faſt ſagen, er habe ſich überhaupt nur in ſoweit der allgemeinen Krankheit der Zeit, dem ſüßen Sehnen, der Wonne der Wehmuth überlaſſen, daß er noch immer im Innern den klaren Willen frei behielt. Er iſt von Grund an der ſtarke, auf ſich ſelbſt ruhende Geiſt, der ſich nie an ein Objekt verliert und für den die Verſenkung in ein weiches Schwelgen in der Natur eben nur eine der Durchgangsformen ſeines reich angelegten Weſens war.

Hölderlin aber, dem nicht wie Goethe die zweckbewußte Beſonnenheit, nicht wie ſeinem in ſo manchem Betracht ihm weſensverwandten Landsmann Mörike, der geſunde Humor zur Seite ſtand, der arme Dichter des Hyperion iſt leider ganz der Held ſeines Romans, deſſen Krankheitsgeſchichte er ſchreibt, und, unfähig aus dem Zauberkreis ſeiner Empfindung herauszutreten, wehrlos im Kampf mit der rauhen Wirklichkeit, wird er wie ſein Held am Widerſpruch ſeiner innern mit der äußern Welt zu Grunde gehen.

Damit verbindet ſich ein Zweites, wovon wir nicht minder den Keim ſchon in der urſprünglichen Anlage ſuchen müſſen. Bei Goethe, bei Mörike, iſt der Genuß der Natur auch in der Sehnſucht noch weſentlich Anſchauung,[1] ein

[1] Statt alles Weitern ſei auf die Italieniſche Reiſe verwieſen, wo Goethe ſo oft es ausſpricht: die anſchauende Erkenntniß von Natur und Kunſt zu gewinnen, damit ihm nichts Tradition und Namen bleibe, ſei von Jugend auf ſein Trieb und ſeine Plage geweſen; ſie müſſe in Rom ſich vollenden. Z. B. in den Briefen vom 27. Juni und 28. Auguſt 1787.

ruhiges Achten auf das Beſondere der Naturerſcheinungen in ihrer mannigfaltigen Einzelheit: ſo iſt auch in der Darſtellung bei ihnen das Erſte die plaſtiſche Beſtimmtheit, und die Empfindung ſchwebt nur darüber wie ein träumeriſcher Hauch, die gemeine Deutlichkeit der Dinge verhüllend.

Bei Hölderlin dagegen iſt, zumal in der älteren Periode, die Anſchauung ſchwach und dürftig gegenüber der übergewaltigen Empfindung, der liebedürſtenden Sehnſucht, mit der er, ein neuer Pygmalion, die Natur umſchlingt, daß ſie an ſeinem Herzen erwarme und „die Vertraute ſeiner Schmerzen“ werde; er merkt kaum auf die einzelnen Geſtalten des Naturlebens,[1] er hat nur das Ganze der Natur als geheimnißvolle Macht im Auge; die großen, allgemeinen Potenzen, das Licht, die Sonne, die Luft, der Aether ſind ſeine Lieblinge, und was er ſucht, worauf er achtet, iſt nicht die Form und Bildung, es iſt der innere Sinn, die tiefere Bedeutung der „verſchleierten Geliebten,“ es iſt die Seele der Natur, das Räthſel der Welt: mit dem poetiſchen Zug verbindet ſich von allem Anfang an ein philoſophiſcher Drang, ein ächt ſchwäbiſcher Tiefſinn.

Den klarſten Einblick in das verſchwiegene Innenleben des liebenswürdigen Knaben, wie es dem Dichter ſelbſt ſpäter vor der Erinnerung ſtand, gibt jenes ſchöne Fragment, das, früher nur in wenigen Zeilen vorliegend, vollſtändiger von C. Schwab in ſeinem Leben des Dichters (2, 267) mitgetheilt iſt, und das um dieſer Bedeutung willen in ſeiner ganzen, leider immer noch fragmentariſchen Faſſung hier ſtehen möge:

[1] So erklärt ſich auch das auf den erſten Blick verwunderliche Urtheil Goethes über Hölderlins Gedichte, daß er mit der Natur nur durch Ueberlieferung bekannt zu ſein ſcheine. (Schiller-Goetheſcher Briefwechſel 1³. S. 312.)

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geſchrei und der Ruthe der Menſchen,
Da ſpielt' ich ſicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreueſt,
Wenn ſie entgegen dir
Die zarten Arme ſtrecken,
So haſt du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all ihr treuen,
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menſchen ſich nennen,
Als kennten ſie ſich.

Doch kannt' ich euch beſſer,
Als ich je die Menſchen gekannt,
Ich verſtand die Stille des Aethers,
Der Menſchen Worte verſtand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich groß...

Wenn wir im Vorangehenden, um uns das Element zu vergegenwärtigen, in welchem Hölderlins inneres Wesen sich entfaltete, um ein Bedeutendes vorgreifen und aus spätern Bekenntnissen die ersten Anfänge erschließen mußten, so ist es nun Zeit, den äußern Gang seines Lebens wieder aufzunehmen.

Der fromme Sinn der Mutter hatte den Knaben zum Theologen bestimmt, was ohnedies nach schwäbischer Sitte in ihrer Lage so gut wie selbstverständlich war. Den ersten Unterricht gewährte die Nürtinger Lateinschule, welche sich schon damals, unter dem Präceptor M. Kraz, eines besondern Rufs erfreute; daneben erwähnt Hölderlin in seinem curriculum vitae (in dem gedruckten Magisterialkatalog von 1790) noch des Privatunterrichts, den er bei dem zweiten Geistlichen des Städtchens, dem Helfer M. Köstlin, einem Verwandten Schellings, genoß.

Im Jahr 1784 führte sodann das berühmte „Landexamen," damals noch eine Landesangelegenheit im vollsten Sinne des Worts, den Vierzehnjährigen in das niedere theologische Seminar oder, wie vor 1806 die amtliche Bezeichnung war, das „Kloster," und zwar zunächst für zwei Jahre nach Denkendorf.

Der Ort selbst, nur wenige Stunden von der Heimat Nürtingen in einer anmuthigen Thalsenkung der hohen Filderebene gelegen, hätte den besondern Lieblingsneigungen

Hölderlins mannigfache Anregung bieten können: er hatte nicht weit zu den Wäldern, in denen er so oft als Knabe geträumt, und den geliebten Blick auf die Kette der Alb hinüber konnte er sich mit leichter Mühe verschaffen, so oft er aus dem klösterlichen Banne heraus durfte. Daß freilich die Klostergebäude selbst mit den Resten mittelalterlichen Glanzes, daß namentlich die interessanten Formen der romanischen Kirche wenig auf ihn wirkten, so wenig als hernach die ungleich bedeutenderen Anschauungen in Maulbronn, läßt sich zum voraus sagen; denn wenn Hölderlin allerdings verschiedene Elemente der romantischen Richtung in selbständiger Ursprünglichkeit in sich getragen hat, das Mittelalter wenigstens scheint nie einen verwandten Klang in seinem Herzen geweckt zu haben.

Leider sind wir über die zwei Jahre seines Denkendorfer Klosterlebens, denen für seine seelische Entwicklung eine hervorragende Bedeutung beigelegt werden muß, gerade am spärlichsten unterrichtet. Um so mehr wird es geeignet sein, die durchaus eigenartige Form des Zusammenlebens, wie wir sie in diesen württembergischen Klosterschulen noch im vorigen Jahrhundert finden, uns klar zu machen, und dann ihren Einfluß auf die uns bereits bekannte Subjektivität des Knaben zu ermessen.[1]

Bekanntlich hatte Herzog Christoph um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die aufgehobenen Mannsklöster in Württemberg zu Klosterschulen umgewandelt, mit der schönen Bestimmung, daß „Kirchendiener zum Lehr- und Predigtamt, und so viel es immer mit dem Segen des

[1] Als Quelle dient für das Folgende hauptsächlich die treffliche ältere Schrift von Wunderlich, Hauff und Klaiber: „Die ehemaligen Klosterschulen und die jetzigen niedern, evangelischen Seminarien in Württemberg." Stuttgart 1838.

Allmächtigen zu erhalten, fürderlichſt daſelbſt erzogen“ und bis zur Aufnahme in das Stipendium in Tübingen koſtenfrei gekleidet, genährt und unterrichtet werden ſollten. Anfänglich 12—13 an der Zahl und zum Theil auch für Anfänger im Lernen beſtimmt, waren dieſe Schulen im Lauf der Zeit auf vier beſchränkt worden, zwei „niedere Klöſter,“ welche die in den Lateinſchulen Vorgebildeten und im Landexamen Beſtandenen vom vierzehnten bis zum ſechzehnten Jahr beherbergten, und zwei „höhere,“ die, hieran anſchließend, den Uebergang zur Univerſität vermittelten.

Jede Schule hatte zwei Lehrer, früher Kloſterpräceptoren, ſeit 1752 Profeſſoren genannt, neben denen der Abt oder Propſt, der meiſt zugleich als Generalſuperintendent einem der vier Kirchenſprengel des Landes vorſtand, die Oberleitung und den ſpeciell theologiſchen Unterricht beſorgte.

Das ſpätere Repetenteninſtitut, ſo ſehr es durch das ganze Syſtem gefordert ſchien, war an den Kloſterſchulen noch unbekannt, und damit fehlte nun freilich eine ſehr weſentliche Vermittlung zwiſchen den jungen Leuten und ihren Obern. Denn wenn der Prälat nach den damaligen Landesanſchauungen zum voraus von einem Nimbus von Hoheit umgeben war, zu dem die Alumnen nur mit ſcheuer Ehrfurcht emporzublicken wagten, ſo war auch bei den Profeſſoren, wiewohl ſie mit den höheren Lebensjahren in der Regel in einträgliche Kirchenämter vorrückten, der Altersunterſchied zu bedeutend, als daß ſich ein perſönliches Vertrauensverhältniß zu den jungen Leuten hätte bilden können, das dem ſcheuen und zurückhaltenden Charakter dieſer Altersſtufe ohnedies ſo ſchwer wird, während es doch ſo überaus wichtig für ihre gedeihliche Entwicklung iſt.

Sahen ſich dieſe ſomit im Weſentlichen auf ſich ſelbſt gewieſen, ſo war nun um ſo bedenklicher, daß in der Disciplin und Hausordnung noch größtentheils die urſprünglichen Normen galten, welche in der mönchiſch ascetiſchen Auffaſſung früherer Zeiten ihren Grund hatten und zum Theil unmittelbar den einſtigen Novitiatsſtatuten entſtammten.

Dahin gehört, abgeſehen von der ſchwarzen, ärmelloſen Kutte, ohne welche die Alumnen ſich niemals zeigen durften — den Neueintretenden wurde „von Kloſters wegen eine Anſtandskutte neu gemacht, damit ſie in publico anſtändig erſcheinen können“ — beſonders die gehäuften „Chorandachten,“ das zu mechaniſcher Uebung führende Uebermaß der bibliſchen „Lektionen,“ zumal während des Mittag- und Nachteſſens, die unfreundliche Härte des Straffſyſtems und vor allem die bedenkliche Beſchränkung der Erholungszeit, zumal der Ausgangsfreiheit.

Für die „Recreation“ ließ die Kloſterordnung eben nur je 1—1½ Stunden nach dem Mittag- und dem Nachteſſen offen, ohne übrigens die Benützung dieſer kurzen Zeit dem Einzelnen wirklich frei zu geben. Die Recreation, heißt es ſehr bezeichnend in einer Verordnung aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Wunderlich, Anhang I, S. 88), beſtehe eigentlich in einer remissione a laboribus ordinariis et seriis, wobei es auf eine gelaſſene Ruhe angeſehen ſei; der ordinäre Recreationsort ſei im Sommer der Kloſterhof, wo es aber ſtets ordentlich, ehrbarlich, beſcheiden, ohne Geſpring, Geſchrei, Kälberei u. dgl. zugehen müſſe. Ludi pueriles ſtehen studiosis durchaus nicht an; darum könne und werde es aber vernünftigen und moderaten Gemüthern an ehrlichen Ergötzungen nicht mangeln von ſolcher Gattung, da bei mäßiger Bewegung des Leibes auch

das Gemüth aufgeheitert und immer auf etwas Anmuthiges und Nützliches gewendet werde. Solcherlei sei vorderist die Musik, worinnen sich die Einen üben und die Andern damit erquicken können, ferner placidae deambulationes in area, dormitorio etc., entweder unter einigen (d. h. einsamen) Spekulationen, oder wann ihrer zwei bis drei freundlich und nützlich mit einander discurriren und conferiren de variis partibus studiorum minus seriis, logicis, rhetoricis, poëticis, geographicis, historicis etc. Es gehöre ferner hieher das studium botanicum, lapidum figuratorum etc., worinnen man liberalibus et cupidis ingeniis gerne Anleitung gebe und niemalen difficil gewesen. In Winterszeit, da der Hof mit Schnee und Eis bedeckt sei, müsse freilich der bescheidene Spaziergang auf dem Dorment (Hausgang) das Beste thun.

In einer weitern Verordnung wird anerkannt, daß die „Erquickung im Feld“ (im Freien) dem Leib und Gemüth eines Studirenden unfehlbar gut und heilsam sei, namentlich — wird beigefügt — wenn sie mit Maß und bescheidentlich gebraucht werde. Die Erlaubniß möge ihnen aber allein bei guten Sommertägen und thunlichem Wetter, an einem Montag oder auch Donnerstag, wöchentlich einmal, selten zweimal, auf etwa ein bis zwei Stunden ertheilt werden. Die Ordnung dabei sei, daß der Primus oder aus mehreren Verordneten der poëta hebdomadarius bei dem Prälaten nomine collegii mit einem geschriebenen carmine und kurzem lateinischen alloquio ante mensam darum gebührend petire; doch sollen studiosi dabei diese Diskretion üben, daß sie bei unfreundlichem Wetter und andern nicht zustimmenden Umständen selbst abstrahiren.

Sind ſie nun in campo, ſo ſollen ſie allenthalben gedenken, wie ſie in den Augen Gottes, der Engel und ehrlicher Leute wandeln, auch ſich gewöhnen, neben Ermunterung des Leibs und Schöpfung friſcher Luft ihr Gemüth in der Betrachtung der mannigfaltigen Weisheit und Güte Gottes aus dem Buch der Natur zu üben, und dahin ihre Betrachtungen und Diskurſe richten. Es ſollen dabei zum wenigſten zwei, drei oder auch mehrere mit einander gehen, doch auch einen großen Schwarm Vieler zumal vermeiden. Wer allein gehend ſich finden läßt, ſoll geahndet werden. So verſieht man ſich ſchließlich auch hinſichtlich der Rückkehr, daß ſie lieber zu bald als ſträflich zu ſpät bei ihren studiis ſich wieder einfinden.

Man halte es nicht für Abſchweifung, daß wir ſo lange bei dieſen Beſtimmungen verweilen; ſie führen uns unmittelbarer als jede Schilderung in die Luft, in den Geiſt ein, der in dieſen Kloſtermauern herrſchte, und unwillkürlich ſteht immer die traute Geſtalt unſeres Hölderlin vor unſerem Auge: er mit ſeinem weichen anſchlußdürſtenden Gemüth, mit dem urſprünglichen Freiheitsgefühl, mit dem innigen Naturbedürfniß, nun weggeriſſen von dem milden Herzen der Mutter, durch harte, grämliche Geſetze von der herrlichen Friſche der Waldluft geſchieden und in dumpfen Kloſterräumen eingeſchloſſen, um nur dann und wann „auf einen Feiertag," in der Kutte, die Welt zu ſehn — in der That, wenn man ſich dieſen Gegenſatz vor Augen hält, begreift man, empfindet man mit herzlichem Mitgefühl, daß es nicht leere Phraſe, nicht bloß jugendliche Selbſttäuſchung iſt, wenn er ſo oft in Briefen und Gedichten von den Leiden, den Schmerzen ſeiner Jugend, von den herben Tagen der Knechtſchaft ſpricht, man begreift es,

wie er, der Offengeartete, der Heiterangelegte, der von Haus aus voll freudigen Gefühls für das Wohlsein aller Geschöpfe war, nun immer tiefer in sich selbst hineingeführt wird und, abgezogen von der Welt, die er, wie später Goethe von ihm sagt, nur durch Tradition kennt, in elegischer Resignation seine ideale Welt im Innern zu gestalten bemüht ist.

Dazu kommt noch ein Anderes: was Hölderlin noth that, war vor allem Erziehung, feste, besonnene Leitung einer überlegenen Persönlichkeit. Statt dessen hatte er jetzt im Grunde nur leblose Gebote und Verbote sich gegenüber, gegen deren theilweise Unvernünftigkeit sich sein lebhaftes Freiheitsgefühl empörte, und so wird er, des edleren Wollens sich bewußt, jetzt noch weniger die Selbstbeherrschung lernen, auf der unsre ganze Hoffnung für unsern Liebling in seiner gefährlichen Gemüthsverfassung beruht. „Wie hass' ich alle die Barbaren, schreibt sein Hyperion an Bellarmin (1 b, 10), die sich einbilden, sie seien weise, weil sie kein Herz mehr haben, die tausendfältig die jugendliche Schönheit tödten und zerstören mit ihrer kleinen unvernünftigen Mannszucht!" Und ein andermal: „Wenn nur die Schülerjahre erst vorüber wären, dacht' ich oft. — Guter Junge, sie sind noch lange nicht vorüber!"

Verhältnißmäßig die beste Erziehung in diesen Umständen ist oft die, welche die jungen Leute durch wechselsweise Reibung an einander sich gegenseitig selbst angedeihen lassen, und gerade für die besondere Art von Hölderlins Wesen hätte das Zusammensein mit so vielen frischen, muntern Naturen von gleichem Alter und Studiengang[1] von wohl-

[1] In dem Magisterbuch von 1786 sind die „Alumni zu Denkendorf von Michaelis 1784—86" S. 113 aufgeführt. Es sind im Ganzen 29.

thätigem Einfluß werden können. Aber die Grundbedingung dafür war die Fähigkeit, einen Spaß zu verstehen oder neckenden Spott kräftig zurückzugeben. Und leider hatte die Natur dem Knaben, den sie so freundlich begabte, nicht ein Tröpfchen Humor, nicht ein Körnchen von jenem leichtmüthigen Sinn verliehen, ohne den unter Menschen zu leben zur Qual wird. Man sieht mit Schmerz, wie es gehen mußte; ohne Verständniß für ihr fröhliches Treiben, das ihm „der Lärm der Thoren" heißt, und in seiner stillen Herzensheiterkeit von ihnen nicht verstanden, zieht er sich einsam in die „Stille" zurück, die er in einem noch zu betrachtenden Jugendgedicht seine „immertreue Freundin" nennt:

„O wie pflegtest du den armen Jungen,
Theure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wenn er sich im Weltgewirre müd gerungen,
In der lieben, wehmuthvollen Einsamkeit."

Da umschweben ihn dann tröstend die Erinnerungen an das Mutterhaus, an die selige Zeit da er noch im Walde schweifen, in den Armen der Natur, der geliebten, schlummern und träumen durfte.

Jetzt ist ihm die Natur, aus der er bisher seine innere Nahrung zu ziehen gewohnt war, erbarmungslos verschlossen; sehen wir nun, ob ihm das Klosterleben vielleicht einen anderweitigen Ersatz zu bieten im Stande war.

Der Unterricht in den Klosterschulen, den ihr fürstlicher Stifter sofort mit bemerkenswerther Entschiedenheit auf den gründlichen Betrieb der alten Sprachen gebaut hatte, war, zumal seit dem großen Kriege, von seiner Höhe zurückgekommen: wie auch anderwärts, war die scriptio latina

ſo ſehr zur beherrſchenden Macht geworden, daß nicht nur die umfaſſendere Kenntniß der römiſchen Literatur, ſondern ganz beſonders der ehemalige Ruf der württembergiſchen Kloſterſchulen auf dem Gebiet des Graecum bedenklich darunter litt. Indeſſen verſuchte man um die Zeit, welche uns hier beſchäftigt, in dieſer wie in andern Beziehungen mannigfache Reformen, und gerade Denkendorf, das erſt im Jahr 1713, an Stelle des (1692) von den Franzoſen zerſtörten Hirſau, zum niedern Kloſter geworden war,[1] hatte beſonders durch das Verdienſt des trefflichen Johann Albrecht Bengel, der von 1713 bis 1741 Kloſterpräceptor in Denkendorf war, von Anfang an eine gediegenere Richtung im Unterricht, namentlich dem griechiſchen, eingeſchlagen, und war nachher auch von dem bekannten, geiſtvollen Weißenſee (1740—1767), der hier als Propſt 94 Jahre alt ſtarb und für einen der feinſten Pädagogen galt, und von dem Profeſſor Steinweg, einem geſchätzten Hebräer, (1734—1762) in dieſer humaniſtiſchen Bahn erhalten worden.

Zu Hölderlins Zeit ſtand das Kloſter unter dem damals 70jährigen Prälaten M. Johann Jakob Erbe, der zuvor Special in Urach und Prälat zu St. Georgen geweſen war und 2. November 1791 „plötzlich an einem Schlage ſtarb, da er in Stuttgardten wegen des Synodi anweſend war.“ Die Profeſſoren waren M. Jak. Nik. Hesler (geb. 1733), ſpäter Special zu Vaihingen, und M. Wilhelm Ludwig Dreher (geb. 1738), der 28. Juli 1807 ebenfalls in Stuttgart „während eines Beſuchs daſelbſt aetatis 69“ ſtarb.[2]

[1] Die frühere, ſchon mit der Reformation eingerichtete Kloſterſchule war 1584 aufgehoben worden.

[2] Die Notizen aus dem Fürſtlichen Dienerbuch, aus Binder, Wirtembergs Kirchen- und Lehrämter, 2 Bde. Tübingen 1798. 1. S. 97 ff. und aus den Magiſterbüchern von 1786. 1790. 1794 ff.

Sonſt war leider von dieſen Lehrern nichts zu erfahren; was Hölderlin an ihnen hatte und über ſie dachte, ob vielleicht der eine oder andere ſich ſeiner freundlich annahm, ihm vielleicht den wirkſamen Anſtoß nach dieſer oder jener Richtung gab, wir wiſſen es nicht; dagegen beſitzen wir noch einen Lektionsplan von Denkendorf, den das angeführte Schriftchen von Wunderlich (als Beiblatt zu S. 36) mittheilt, und es trifft ſich glücklich, daß er ſich auf den Sommer 1785 bezieht, ſomit das zweite Semeſter, das Hölderlin in Denkendorf zubrachte. Er gewährt einen ſo deutlichen Einblick in den durchaus eigenthümlichen und pädagogiſch merkwürdigen Unterrichtsorganismus der württembergiſchen Kloſterſchulen im vorigen Jahrhundert, daß es ſich von ſelbſt rechtfertigt, wenn wir einige Bemerkungen daran knüpfen.

Er enthält den wöchentlichen Tageslauf von Morgens 5 bis Abends 8 Uhr. Um 5 Uhr im Sommer (6 Uhr im Winter) wird aufgeſtanden; nur der Sonntag und Montag verlängern den Morgenſchlaf um eine glückliche Stunde. Das Erſte des Tags iſt das gemeinſame Morgengebet mit Verleſung eines Kapitels aus dem Alten Teſtament; über dem Waſchen ſodann und der Morgenſuppe vergeht die erſte Stunde. Nun folgt die geiſtige Arbeit des Vormittags 6—10½ (im Winter eine Stunde weniger), abgeſchloſſen durch die Chorandacht von 10½—11 Uhr, welche in „Geſang, Vorleſung eines Pſalms, eines Kapitels aus dem Alten Teſtament, eines Gebetes oder einer religiöſen Betrachtung, und Abſingung der lateiniſchen Kollekte“ beſteht. Um 11 Uhr beginnt das Mittageſſen mit ſeiner Bibellektion; darauf, wie wir bereits wiſſen, Recreation bis 1 Uhr.

Genau entsprechend ist der Nachmittag gegliedert: von 1—5½ Uhr Arbeitszeit, dann wieder Chorandacht und um 6 Uhr das Nachtessen mit darauf folgender Recreation, bis um 8 Uhr der Tag im gemeinsamen Nachtgebet mit Verlesung eines Kapitels aus dem Neuen Testament und Gesang seinen Abschluß findet. Besonders Fleißige, die an den neun Arbeitsstunden des Tages noch nicht genug haben, mögen dann noch weitere Privatstudien treiben, für welche eine Gränze nicht angegeben ist.

Lassen wir das Letztangeführte bei Seite und berücksichtigen wir die besondern Verhältnisse des Sonntags mit 6½ und des Montags mit 8 Stunden Arbeitszeit, so ergibt sich im Ganzen die große Zahl von 59½ Arbeitsstunden in der Woche. Nun ist es in hohem Grad bemerkenswerth, daß die eigentlichen Lektionen nur ein Drittel dieser Gesammtzeit, nämlich 19 Stunden in Anspruch nehmen, wobei in dem betreffenden Semester die theologischen Fächer mit 2, das Lateinische mit 7, Griechisch und Hebräisch mit je 2, Geographie und Arithmetik je mit 1½, Logik, Rhetorik und Geschichte je mit 1 Stunde sich angesetzt finden.

Es ist hiebei auch die Anordnung der Stunden und Fächer nicht ohne Interesse, weil sie zeigt, wie sehr man sich der großen Vortheile, welche das Zusammenwohnen in einer Anstalt gewährt, bewußt war: von den vier Lektionen der eigentlichen Lektionstage sind je zwei auf den Morgen, zwei auf den Nachmittag gelegt, aber stets wieder unter sich durch eine Stunde Privatarbeit getrennt; jede Lektion sollte, wie es scheint, die Aufmerksamkeit in frischer Kraft vorfinden und die gesammte Tagesarbeit durch gesunden Wechsel der geistigen Funktionen erleichtert werden.

Auf der andern Seite aber ist das sachlich Zusammengehörige möglichst auch zeitlich zusammengeordnet, sehr im Gegensatz zu der bei uns üblichen und eben durch die Menge der Lehrstunden und Unterrichtsgegenstände geforderten gleichmäßigen Auseinanderlegung. So ist beispielsweise auf den Dienstag Vormittag alles Hebräische (in dem betreffenden Semester Exodus), auf den Dienstag Nachmittag alles Griechische (damals Neues Testament und Xenophons Cyropädie — für später ist Homers Ilias bezeugt —) der Woche vereinigt, so ist der Mittwoch in seinen vier Lektionen ganz für die lateinischen Prosaiker (Cornelius Nepos und Cicero's epp. ad fam.), der Donnerstag vorzugsweise für die lateinische Poesie und Versificirung vorbehalten, und das exercitium hebdomadarium kündigt sich schon äußerlich als ernster und bedeutungsvoller Wochenschluß dadurch an, daß am Donnerstag die vorhergehende Arbeit censirt, am Freitag Vormittag das neue Thema dictirt wird und nun am Freitag Nachmittag $3\frac{1}{2}$, am Samstag Vormittag aber $4\frac{1}{2}$ Stunden für die Ausarbeitung desselben (nebst einer „wohl elaborirten ungezwungenen Variation" mit den obligaten lateinischen Versen über denselben Gegenstand [1]) angesetzt sind.

Fügen wir nun zu jenen 19 Lektionen noch die „Musikübungen" mit ihren 5 Stunden hinzu, an denen sich unser Hölderlin als trefflicher Flötenspieler jedenfalls mit Eifer betheiligt hat, so bleiben noch immer $35\frac{1}{2}$ Stunden in der Woche für das Privatstudium der Schüler übrig, welches damit klar und bestimmt als der eigentliche Kern und Mittelpunkt des ganzen Unterrichts bezeichnet ist.

[1] Man liest wohl manchmal, die Verse seien stets freiwillige Arbeit gewesen. Aber in den Klosterstatuten von 1757 (Wunderlich S. 35) heißt es: „So soll auch von der poësi latina als einer angemessenen Cultivirung latinitatis et ingenii Niemand sich zu entziehen vergönnt seyn."

Der größte Theil dieſer bedeutenden Geſammtzahl iſt nun freilich, wie ſich bei näherer Betrachtung zeigt, zum voraus für beſondere Zwecke beſtimmt, einmal für das Hebdomadar, wie bereits geſagt, 8 Stunden; ſodann am Montag $3\frac{1}{2}$ Stunden, welche als „Vorbereitung auf die Lektionen der Woche“ bezeichnet ſind; ferner die zwiſchen die Lektionen eingeſchalteten Stunden, welche zunächſt wohl ebenfalls dem Zweck der Präparation oder Repetition dienten, aber auch leicht zu unmittelbar an das Vorgetragene ſich anſchließenden Uebungen und Aufgaben verwendet werden konnten. Bei alledem finden wir aber doch noch eine erhebliche Zeit — wie namentlich die $5\frac{1}{2}$ Stunden Privatarbeit am Sonntag — die zu ſelbſtändigen Studien im Zuſammenhang ſich verwenden ließ.

Ueber den pädagogiſchen Werth dieſer Einrichtungen im Ganzen kann man ohne Zweifel verſchiedener Anſicht ſein. Man wird jedenfalls in dem ungewöhnlich ausgedehnten Maß der Arbeitszeit eine übergroße Belaſtung für junge Leute von 14–15 Jahren erkennen, und ſicher lag ein zweifelhafter Schutz gegen dieſe Gefahr in dem Mangel an richtiger Ueberwachung der Privatarbeit, indem die viſitirenden Beſuche des Professor hebdomadarius, wie oft auch immer wiederholt, natürlich nicht genügen konnten, und die aus der Mitte der Alumnen beſtellten Cenſoren im beſten Fall die äußerliche Ruhe verbürgen mochten. So war allerdings die Verſuchung die Arbeitszeit zu vergeuden groß und dauernd, und der Anreiz, der für den Ehrtrieb in den vierteljährlichen Locationen lag — mit denen es überdies nicht ſo genau genommen wurde, weil man, wie es ſcheint, die entſcheidende Location am Ende des erſten Jahrs nicht gerne abänderte — mag wohl nur

bei den Tüchtigen viel gefruchtet haben. Man wird auch geltend machen, daß dieſe Altersſtufe im Allgemeinen noch nicht in der Lage iſt, mit Nutzen ſelbſtändige Studien zu treiben, und daß die Beſtimmung des §. 13 der Statuten von 1757, wonach die Alumnen „nicht nach eignem Sinn und Gutbefinden, ſondern nach der Vorſchrift des Prälaten und der Profeſſoren, wie ſelbige es einem jeden nach ſeinen Umſtänden gut erachten," ihr Privatſtudium einrichten ſollten, bei der großen Zahl der Schüler und der geringen Wärme ihrer Beziehung zu den Lehrern ohne großen Werth geblieben ſein dürfte.

Allein ſo mangelhaft die praktiſche Ausführung geweſen ſein mag, ſo bedeutend und von ächt wiſſenſchaftlichem Geiſte eingegeben iſt doch die zu Grunde liegende Anſchauung, welche nicht nur für die Bewältigung des im Unterricht mitgetheilten Wiſſensſtoffes den Nachdruck auf die eigene Arbeit des Schülers und die innere Durchdringung legt, ſondern ihm auch eine angemeſſene Zeit zu eigenen und freien Schritten auf dem Felde der Wiſſenſchaft offen hält.

Es iſt das achtungswerthe Princip der alten Tradition, daß die Schule nur die Anleitung, nur die „Manuduction" zu geben habe, daß aber in der Hauptſache der Menſch durch ſich ſelbſt und aus eigener Kraft und Initiative etwas werden müſſe und darum in erſter Linie ſelbſt die Verantwortlichkeit trage. Und an den begabten Naturen hat ſich gewiß dieſer Grundſatz bewährt, und gewiß iſt ein Theil der bemerkenswerthen Zahl von ſelbſtändigen Köpfen, von tüchtigen Charakteren und originalen Individualitäten, welche aus den württembergiſchen Klöſtern hervorgegangen ſind, jenem Princip und dem weiten Spiel-

raum zu danken, der in der alten Studienordnung der Privatarbeit des Einzelnen gegönnt war.

Für eine träumerische Natur, wie unser Hölderlin, war nun freilich diese Studienordnung nicht ohne Gefahr, weil sie nicht zu energischer und präciser Arbeit nöthigte, und jene schwäbische Gründlichkeit und Gediegenheit eines umfangreichen und befestigten Wissens, welche Hegel und Schelling auszeichnet, ist auch später nicht eigentlich Hölderlins Stärke gewesen, wie das Schiller aus seinem ersten Gespräch mit ihm ganz richtig entnimmt.[1] Aber für die Ausbildung seines specifischen, auf inneres Wachsthum angelegten Wesens war allerdings die Gelegenheit zu stiller Arbeit von großer Bedeutung.

Es ist gewiß nicht gewagt, wenn wir annehmen, daß er den Trost für die verkümmerte Freude an der freien Natur, nächst der Beschäftigung mit seinem Klopstock und Anderem, was er etwa von deutscher Poesie damals schon kennen mochte, vorzugsweise im Studium suchte, und daß seine früh und bestimmt entwickelte Subjektivität ihre Befriedigung weniger in pünktlicher Erfüllung der Aufgaben des Unterrichts und gleichmäßiger Pflege der verschiedenen Lehrfächer gefunden, sondern aus dem Kreis derselben sich ein ihr besonders zusagendes ausgewählt hat, das ihr in ähnlicher Weise, wie früher die Natur, Gelegenheit bot, den eigenen Empfindungsreichthum zu entwickeln.

Und wo hätte er, was er brauchte, wo hätte er den Ersatz für die Natur besser finden können als in der schönen Welt der Griechen? In der That ist die Aehnlichkeit in die Augen fallend: liebt er doch in den Griechen

[1] Schiller an Frau v. Kalb, Ludwigsburg 1. October 1793, in E. Köpke, Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin 1852.

vor allem das Urſprüngliche, das rein aus der Hand der Natur Entſprungene, „jenen Zuſtand der höchſten Einfalt, der ſich ganz in glücklicher Harmonie mit der Natur entfaltet hat“, gebraucht er doch von beiden Gegenſtänden ſeiner Liebe die gleichen Ausdrücke der Bewunderung, indem er von ihrer Stille, ihrer ruhigen Hoheit, ihrer Reinheit und freien Nothwendigkeit redet, ſtattet er doch im Grunde beide mit dem Höchſten und Edelſten aus, was ſein Herz in ſich trägt, um es vermöge jener holden Täuſchung, die der Liebe ſo natürlich iſt, als immanente Eigenſchaft des geliebten Gegenſtandes zu verehren und gleichſam erſt von ihm zu entlehnen.[1] Und wenn wir auch hier wieder zwiſchen dem urſprünglichen Verhalten und dem ſpätern Ausdruck deſſelben unterſcheiden müſſen, ſo iſt doch auf den erſten Blick zu erkennen, daß Sehnſucht und begeiſterte Liebe von allem Anfang an der Grundton ſeines Verhaltens zu den Griechen ſo gut wie zur Natur geweſen iſt.

Es war leider nicht möglich irgendwie feſtzuſtellen, wann und wo Hölderlins Begeiſterung für das Griechenthum begonnen hat, ob dieſe und jene Perſönlichkeit, ob ein literariſches Werk, Winckelmann vielleicht oder Herder, auf ihn gewirkt hat. Aber offenbar bedarf die Sache keiner beſonderen Herleitung. Die Bewunderung des Hellenenthums nicht nur, ſondern auch die ſpecifiſche Auffaſſung deſſelben, die ſich vorzugsweiſe an ſeinen Namen knüpft und bei ihm allerdings in der geiſtvollſten und

[1] Man vergleiche hiefür beſonders die feine Entwicklung von Hölderlins Denk- und Dichtweiſe von W. S. Teuffel, zuerſt in den Monatblättern der Allgemeinen Zeitung 1847, Februar, S. 61—72, wieder abgedruckt in der gehaltreichen Sammlung „Studien und Charakteriſtiken zur griechiſchen und römiſchen, ſowie zur deutſchen Literaturgeſchichte.“ Leipzig 1871. S. 473. 502.

hinreißendſten Weiſe ſich findet, iſt doch damals nichts Seltenes, Individuelles; ſie liegt gewiſſermaßen in der Luft; wir finden ſie bei Schiller ſchon in den „Göttern Griechenlands“ (1788), hier ſogar mit demſelben Ton der ſehnſuchtsvollen Wehmuth, bei W. v. Humboldt, wir finden ſie in merkwürdigem Zuſammentreffen mit Hölderlin in den Erſtlingsſchriften (1794 ff.) Friedrich Schlegels.[1] Niemand aber war von Haus aus ſo ganz dazu geartet, ſelbſtändig in den Griechen das köſtliche Ideal ſeines Herzens zu finden, wie dieſer deutſche Grieche, dieſer in wahrhaft ſeltenem Maße zu freier Menſchlichkeit angelegte und von ſich aus im ſchönſten Einklang mit der Natur ſich entwickelnde Hölderlin.

Man hat es längſt bemerkt, daß die Art, wie Hölderlin die Kräfte, welche die Welt bewegen, zu perſönlichen Weſen geſtaltet und als Hypoſtaſen ſich gegenüberſtellt, ächt helleniſch iſt und den uralten Proceß der griechiſchen Mythenbildung in unbewußter Nachdichtung wiederholt. Aber dies iſt ſelbſt nur der Ausfluß einer andern, tiefer liegenden Eigenheit, die wir in ſolcher Weiſe kaum bei einem andern Nordländer wiederfinden, und die ihn mehr als andere dem Volke urverwandt erſcheinen läßt, das einen Sophokles und Platon erzeugt hat: ſeine geiſtige Perſönlichkeit ſtellt uns in ihrer durchaus harmoniſchen Anlage jene urſprüngliche und elementare Einheit von Schön, Wahr und Gut dar, in der wir einen charakteriſtiſchen Unterſchied von der vorherrſchend nach der einen oder der andern dieſer Richtungen gezogenen Einſeitigkeit unſerer modernen und nordiſchen Naturen empfinden, denen es

[1] Man vergleiche namentlich die eingehende Darſtellung derſelben bei Haym, romantiſche Schule. S. 179—199.

erſt auf dem Wege der Bildung gelingt, jene Einheit herzuſtellen.[1] Für Hölderlin iſt Philoſophie nur in Form poetiſcher Intuition, Poeſie nur als phantaſievoll empfundene und dichteriſch concipirte Darſtellung philoſophiſcher Ideen möglich, und beides iſt von jener ſittlichen Lauterkeit durchfloſſen, die ihm nicht eine mühſam errungene Frucht der Selbſtveredlung, ſondern holdes Geſchenk der Natur iſt.[2]

Dieſe anmuthvolle Leichtigkeit einer apolliniſchen Begabung, für die das Naturgemäße zu ſein ſcheint die Luſt des Schönen zu athmen, iſt es ohne Zweifel, was doch wohl jeden, der mit Hölderlin bekannt wird, in ſeinem Weſen etwas den Griechen Verwandtes erkennen läßt. Nehmen wir hiezu das angeborene Gefühl für Rhythmus und ſchönes Maß, das ſelbſt bei der empörteſten Ruheloſigkeit des Inhalts doch die Rede niemals über den Rand des Bechers gähren läßt und den feineren Sinn mit köſtlichem Wohllaut tränkt, ſo iſt uns, als müßte dieſer Hölderlin, wenn ihm die Geiſteswelt der Griechen im edeln Klang der Laute, in der klaren und geiſtvollen Gliederung der Sprachformen, in der liebenswürdigen Natürlichkeit der klaſſiſchen Schriftwerke entgegentrat, zu Muthe geworden ſein, wie wenn er Klänge aus ſeiner geiſtigen Heimat vernähme. Und wenn er nun gar mit

[1] Etwas Aehnliches ſchreibt Alexander v. Humboldt Goethe zu, wenn er im zweiten Band des Kosmos von Fauſt ſagt, er „erneuere das Bündniß, welches im Jugendleben der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit einem Bande umſchlang."

[2] Man vergleiche die Verſe aus dem Liede „an die Natur" (1, 15):

O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh' und Zwang entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Ernten in Arkadien.

Homer bekannt wurde, wenn ſich ſeiner nach verwandten Akkorden und Anſchauungen dürſtenden Seele dieſes Reich der Schönheit erſchloß, wenn er, umrauſcht von dem melodiſchen Strom des epiſchen Maßes, dieſe vollkommneren Gebilde der Menſchheit leicht und göttlich ſchön vor ſeinem geiſtigen Auge wandeln ſah — wer, der ihn kennt, empfindet es nicht, daß ihn da in ſeinem Innern etwas wie jenes heilige Staunen durchbeben mußte, das er ſpäter in dem Moment gefühlt hat, als ihm zum erſtenmale ſeine Diotima „ſtill und groß wie eine Atheneerin" entgegentrat, das heilige Staunen über die Wirklichkeit deſſen, was er zuvor nur im tiefſten Innern, wie in geheimer Ahnung geſchaut hatte? „Ich habe es geſehen, ſchrieb er im Hyperion (1^{b}, 48) in der Erinnerung an jenen Moment, das Einzige, was meine Seele ſuchte; es war da, das Höchſte, in dieſem Kreiſe der Menſchennatur und der Dinge war es da!" Aehnlich gewiß iſt, ſei es nun früher oder ſpäter, die Stimmung des Jünglings damals geweſen, als die Schönheit der helleniſchen Welt leuchtend wie der Sonnengott in ſeiner reinen Seele emporſtieg und ſich mit den urſprünglichen Ahnungen ſeines Weſens und der höchſten Liebe ſeines Herzens, der ſchönen Natur, zum harmoniſchen Bunde zuſammenſchloß.

Damit haben wir nun die weſentlichen Elemente von Hölderlins ſpäterer Erſcheinung, wie ſie keimartig allmählich in ſeiner Entwicklung hervorgetreten ſind, gewonnen. Es wird ſich nun im Weitern darum handeln, die Richtigkeit dieſer Auffaſſung an den ſchriftlichen Urkunden aus Hölderlins Jugendleben zu prüfen, welche erſt von der Maulbronner Zeit an uns zu Gebote ſtehen.

Im Oktober 1786, ſechzehn und ein halbes Jahr alt,

kommt er mit siebenundzwanzig Genossen in das höhere Kloster nach Maulbronn. In dem Zeugnißfolianten der Maulbronner Registratur finden sich noch die testimonia Denkendorfia missa, mit denen er eintrat.[1] Dem Locus nach der sechste, wird er in den Gaben als recht gut, in Sitten und Fleiß wie auch in sämmtlichen Einzelfächern als gut prädicirt.

Fügen wir gleich die vier Semesterzeugnisse von Maulbronn selbst an, so sehen wir ihn im Großen und Ganzen im stetigen Fortschreiten begriffen. Zwar seine Begabung wird im zweiten und dritten Semester nur als gut bezeichnet, was vielleicht mit seiner Liebe zusammenhängt, die ihn besonders verschlossen und träumerisch erscheinen lassen mochte; aber das Fleißzeugniß steigt sofort auf recht gut, und seine Sitten findet man zuerst „ganz gut", und späterhin „fein", ein ebenso seltenes, als schön bezeichnendes Prädikat.

Unter den einzelnen Fächern — Latein, Griechisch, Hebräisch, Poesie, Rhetorik, Logik, Metaphysik, Historie, Mathesis pura, Französisch — treten die Mathematik und das Französische, das er übrigens nur gegen den Schluß seines Aufenthalts getrieben zu haben scheint, mit „mittelmäßig" sehr charakteristisch ins Auge, während er sonst in allen Rubriken die höchsten Prädikate zeigt, besonders in den beiden klassischen Sprachen, und damit stimmt auch die mündliche Tradition überein, die ihn als „fermen Griechen" bezeichnet. Von Interesse ist das Zeugniß in der Poesie, natürlich der lateinischen: es lautet durchaus auf „recht gut", einmal mit dem Beisatz „auch teutsch", und zeigt im

[1] Ich verdanke sie wie die folgenden Notizen der Güte des Herrn Ephorus Krafft in Maulbronn.

letzten Semeſter ſogar das ſonſt nicht leicht vorkommende Prädikat „vorzüglich“.

Abt und Inhaber der Prälatur — ſie wurde damals als die höchſte und ſelbſtändigſte von allen angeſehen — war M. Johann Chriſtoph Weinland (geb. 1729), der noch während Hölderlins Maulbronner Zeit im Juli 1788 ſtarb. Er iſt uns aber leider ſo unbekannt wie die beiden Profeſſoren M. Johann Gottfried Maier (geb. 1741) und M. Johann Chriſtian Hiller (geb. 1734). Sie ſcheinen keinen ſonderlichen Einfluß auf ihn geübt zu haben; wenigſtens erwähnt er ſie nirgends.

Dagegen fließen in anderer Hinſicht die Quellen aus dieſen Jahren reichlicher, in Briefen und Gedichten. Die Güte des Herrn Prof. C. Schwab hat mir die Durchſicht der in ſeinem Beſitz befindlichen Briefe gewährt, welche Hölderlin aus dem Maulbronner Kloſter an ſeinen damals einzigen Vertrauten, den Scribenten Naſt in Leonberg, geſchrieben hat.

Das Thatſächliche ihres Inhalts iſt in allem Weſentlichen aus Schwabs Biographie zu entnehmen; aber ungemein unterrichtend wurde mir die Schreibweiſe, die Art der Auffaſſung, das mächtige Empfindungsleben, das in dieſen Briefen pulſirt, mit einem Wort, der unmittelbare Einblick in dieſe wogende, ringende Jünglingsſeele.

Man meint, einen erſten Verſuch zum Hyperion zu leſen, ſo täuſchend iſt die Aehnlichkeit. Da iſt nichts von ruhiger Mittheilung, geordneter Auseinanderſetzung, nichts von all dem, was ſonſt Sache des einfachen Briefes iſt, alles nur Gefühl, leidenſchaftlicher Erguß, Erregung bis in den unterſten Grund des Gemüths; in jeder Zeile dieſes glühende Herz, das aus dem kleinſten Begebniß

Wonne der Seligkeit oder Qual der Verdammniß herausspinnt, in jeder Zeile dieſe hinreißende Beredſamkeit, noch unreif wohl und zum Theil faſt kindlich anmuthend, aber unendlich liebenswürdig im Erguß des hingebenden Herzens, in den Entzückungen der Freundſchaft, und unendlich Mitleid weckend, wenn er ſich ſo gränzenlos unglücklich fühlt; es iſt, als ſähe man den bloßgelegten Nerv der Empfindung zucken.

Und wie unbedeutend ſind die Anläſſe! Er geſteht es wohl ſelbſt, daß dem Freunde vielleicht gering erſcheinen würde, was für ihn die Quelle „nameuloſer Leiden, nie gefühlter Raſerei" geworden, ja er kann ſich ſelbſt nachher kaum begreifen und ſtraft ſich ernſtlich darüber.

Wenn man ſonſt nichts von Hölderlin wüßte, aus dieſen Briefen müßte man ihn lieb gewinnen, ſchon um des köſtlich zarten Dufts von ſittlicher Reinheit willen, der ſo ſchlicht und unbewußt auf dieſen Blättern liegt. Wie ihm vor der Lüſternheit Wielands ekelt, deſſen Amadis der Freund ihm geſchickt hat; wie er dafür wieder überglücklich in ſchöner Herzensfreude ſich ergießt, da er des Freundes inniges Naturgefühl erkennt; wie ihm jedes edle hohe Thun, das er da oder dort bemerkt, das Herz höher ſchlagen macht; wie er ſich ſelbſt ſo ſtreng des Undanks zeiht, daß er ſich unglücklich fühlen könne, da ihm doch ſo viel des Guten beſcheert ſei, „eine ſo liebe Mutter, ſo liebe gute Geſchwiſtrige! — (die ächte Wortform des Dialekts, in der hier gar reizend ſein ſchwäbiſches Gemüth hervorbricht) — o, du ſollteſt geſehen haben, wie ſie mir nachweinten, als ich ging!" wie er angſtvoll vor ſich ſelbſt erſchrickt: „ach Bruder, ſag' mir, bin ich denn allein ſo? der ewige, ewige Grillenfänger?"

Aber mit der herzlichen Zuneigung unwillkürlich miſcht ſich die Sorge, die bange Sorge um das Schickſal des Armen, der es wohl niemals lernen wird, ſich in die Welt, die Menſchen zu ſchicken. Aufs Neue ſteht das Bild der Taſſonatur und des Taſſoſchickſals beklemmend vor uns: „Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt, und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen. Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt. — Gegen Viele hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher, nicht ſeine Feinde ſind. Gleich ſieht er Abſicht u. ſ. w.“ Es iſt, als hätte Goethe dieſe Briefe geleſen, als hätte er überhaupt Hölderlin ſelbſt ſtudirt, indem er ſeinen Taſſo ſchrieb. Ganz ſo klagt Hölderlin über ſeine Kloſtergenoſſen: Die unſchuldigſten Handlungen muß er ſich als Verbrechen auslegen laſſen; daß es doch ſo ſchlechte Menſchen gibt unter ſeinen Kameraden! Und doch ſind ſie, wie man deutlich erkennt, im Grunde nur luſtig und wollen gelegentlich durch neckenden Scherz den ſtillen Träumer bekehren. Er fühlt ſich unter ihnen ſo einſam, wie ſein Hyperion, in der bekannten Schlußwendung des Romans, unter den barbariſchen Deutſchen. „Hier mag mich keine Seele!“ ſchreibt er einmal, ein ſchmerzliches Wort, und doppelt, wenn ſich nun ergibt, daß eher das Gegentheil wahr iſt. Man möchte ihm oft zurufen, wie dort die Prinzeſſin:

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,

In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Oft dünkt ihm dann das Leben unerträglich: überall unerfüllte Wünſche, unvollkommene Seligkeiten! Die Welt, das Leben ſo leer, ſo öde! Hier wenigſtens, in dieſer Luft der Knechtſchaft hält ers nicht mehr aus; er träumt ſich fort, dahin, dorthin, ſo weit weg, wie möglich; oder träumt er davon, Einſiedler zu werden, wie es ja ſein Hyperion wirklich wird.

Aber dann kommen auch wieder glücklichere Zeiten, in denen er, ſich ſelbſt zur Verwunderung, das Leben roſig erblühen ſieht, und herrlich entfaltet ſich dann der edle Schwung ſeines Geiſtes und freut ſich der Gegenwart, freut ſich einer ſchönen Zukunft, weiß ſich eins mit allem Großen und Hohen. Mächtiger ſchwillt dann auch die Rede und zeigt uns jenes Gefühl von innerer Kraft, das er im Hyperion ſo ſchön bezeichnet: „Es iſt ein köſtlich Wohlgefühl in uns, wenn ſo das Innere an ſeinem Stoffe ſich ſtärkt, ſich unterſcheidet und getreuer anknüpft, und unſer Geiſt allmählich waffenfähig wird“ (1^{b}, 12).

Dann ſpricht er wohl auch freundlich von ſeinen Genoſſen und freut ſich harmlos mit den fröhlichen. In näherer Beziehung finden wir ihn beſonders zu einem, der, in der Location unmittelbar vor ihm, auch durch den Wohnort ſeiner Eltern in den Vacanzen ihm näher gerückt iſt, Chriſt. Ludwig Bilfinger, Sohn des Kellers (Kameralverwalters) in Kirchheim unter Teck, ein munterer Geſelle mit „luſtigen Schelmenaugen,“ der ſpäter Juriſt und Diplomat wurde. Freilich heißt es auch hier einmal: „Bilfinger iſt immer luſtig, ich häng' immer den Kopf.“

Die Hauptquelle ſeiner Leiden wie andererſeits ſeiner Wonnen, iſt eine ſchwärmeriſche Jugendliebe, die denn auch, Anfangs in geheimnißvollen Bezügen, ſpäter in offenem Bekenntniß, den Briefwechſel mit dem Leonberger Freund durchzieht. Ihr Gegenſtand iſt eine Verwandte des letztern, Luiſe Naſt, des Kloſterverwalters Tochter, in poetiſchem Erguß als Stella geprieſen. Denn wie ein Stern iſt ſie ihm, dem Müden, gleich bei ſeiner Ankunft aufgegangen. Schon im erſten Monat hat er Gelegenheit geſunden, ſie insgeheim zu ſprechen, und ſelige Stunden ſind ihm im verſchwiegenen Verkehr mit ihr dahingegangen; aber dann ſind Zeiten gekommen, wo das grauſame Schickſal ſie getrennt hielt, ſchreckliche Zeiten für ſein Herz, das wider den Ewigen murrte; von den Qualen grundloſer Eiferſucht zerriſſen, hat er ſich ſogar dem Rande des Grabes nahe geglaubt. In der That warf er damals öfters Blut aus und „wurde überdies im ganzen Kloſter als gefährlich melancholiſch ausgeſagt.“ Aber welche Seligkeit nun auch, als er ſie wieder ſpricht, da und dort in den Kreuzgängen, im Garten mit ihr verkehren, ihr ſchreiben kann! So zieht ſich am Band dieſer idealen Liebe eine wechſelnde Reihe von Schmerz und Glück durch ſeine Maulbronner Tage hin; noch viel gewaltiger als je zuvor wird ſein Gemüth im Fluten der Empfindung aufgeriſſen, hin- und hergezogen, und die mächtige Erſchütterung ſeines Innern ſpiegelt ſich jetzt auch in ſeiner Poeſie.

Das älteſte ſeiner erhaltenen Gedichte iſt noch aus der Denkendorfer Zeit, vom December 1785, „Das menſchliche Leben“ überſchrieben (2, 163); es iſt ziemlich farb- und inhaltlos, ohne einen Zug von originaler Anſchauung, in ſehr abſtrakter Begriffsſprache die religiöſen Empfindungen

eines jungen Menſchen umſchreibend, der das Leben nur aus Büchern, aus moraliſchen Schilderungen kennt.

Von bedeutend höherem, wenn auch weſentlich pſychologiſchem Intereſſe iſt dagegen eine Reihe von Jugendgedichten, welche, früher unbekannt, von C. Schwab aus dem Beſitz des bekannten Handſchriftenſammlers Karl Künzel in Heilbronn im Morgenblatt, Jahrgang 1863, Nr. 34 und 35 mitgetheilt wurden. Sie finden ſich in einem Heft vereinigt, das nach der Anſicht des Herausgebers den Jahren 1788 oder 1789 zuzuweiſen iſt.

Von einem dieſer Gedichte, das eine Erinnerung aus der Knabenzeit zum Gegenſtand hat, iſt ſchon früher, S. 17, geſprochen worden.

Ein zweites, „An die Nachtigall", in der bereits mit glänzender Sicherheit behandelten Form der alcäiſchen Strophe, in Sprache und Gedankenfügung ſtark an Klopſtock anklingend, bezieht ſich auf ſeine Stella und überraſcht den Freund der Hölderlinſchen Dichtung durch die Art, wie hier die Empfindung ſich völlig in die conventionellen Formen verliert, die er nachahmt.

Unter den andern treten beſonders zwei hervor, welche dem Jahr 1788, alſo wahrſcheinlich noch der Maulbronner Zeit angehören, von denen wir, da die Quelle weniger zugänglich iſt, zur Veranſchaulichung dieſer Vorſtufe ſeiner Poeſie Einiges mitzutheilen uns erlauben.

Kaum möchte man denken, daß die beiden Gedichte demſelben Jahr entſtammen, ſo verſchiedenartig ſind ſie in Ton und Behandlung; aber genauer angeſehen, gibt nur jedes von ihnen eines der beiden Momente, die wir auch in der ſpäteren Dichtweiſe Hölderlins neben einander hergehen ſehen, für ſich in geſteigerter Wirkung, das eine

die ſüße Melancholie der Sehnſucht, das andere den kühnen Schwung hymniſcher Begeiſterung.

Jenes (a. a. O. S. 795 f.), ein Gedicht von 23 gereimten vierzeiligen Strophen, iſt „Die Stille“ überſchrieben, hat aber mit dem zuerſt in Stäudlins Muſenalmanach erſchienenen und von Schwab unter den „Jugendgedichten“ der größeren Sammlung 2, 180 mitgetheilten Lied „An die Stille“ von 1790 nur den Titel gemein.

Es iſt uns — und doppelt in Verbindung mit dieſem eben angeführten — ein erwünſchter Beweis für die Anſicht, daß die Lieblingsgedanken Hölderlins ſchon ſehr frühe Geſtalt in ſeinem Herzen gewonnen haben, wenn auch allerdings die Gabe, ſie ſchlank und leicht in Wort und Bild zu verkörpern, ihm erſt viel, viel ſpäter geworden iſt. Denn die Stille iſt ihm ja in ſeinen bekannteſten Dichtungen das Höchſte, was er kennt: ſtille nennt er die Natur, den Aether, den Vater Helios, der „in heitrer Majeſtät Ueber ſeinem Eichenhaine Dort in lichter Höhe geht, Wenn er in die Meereswogen, Wo die dunkle Tiefe blaut, Steigend an dem Himmelsbogen, Klar und ſtill hernieder-ſchaut.“ (Diotima, 1, 18.) Stille zu werden wie ſie, iſt auch des Menſchen oberſtes Ziel; er vermag es durch reine Hingabe an die heilige Natur: „Du ſtiller Aether! immer bewahrſt du ſchön Die Seele mir im Schmerz und es adelt ſich Zu Tapferkeit vor deinen Strahlen, Helios! oft die empörte Bruſt mir.“ (Die Götter, 1, 44). So iſt ſeine ſpätere Lehre, und da iſt es denn ſehr von Intereſſe, ſchon dieſes Jugendgedicht vom Jahr 1788 dieſe ſelbe heilige Stille preiſen zu ſehen, die Sanfte, die Immertreue, die ihn früh in Mutterſchooß genommen. Und aus dieſer heiligen Stille des Gemüths iſt das Lied

ſelbſt entſprungen, gleichſam ein vertrautes Zwiegeſpräch des friedlich beruhigten Herzens mit der holden Freundin ſeines Lebens, in ſanfter Gluth der Empfindung ſüße Bilder der Erinnerung aneinander reihend, in deren konkrete Wirklichkeit er ſich ſo ganz verſenkt, daß ihm ſogar — kaum kann man es von Hölderlin glauben — mehrmals Ausdrücke aus dem gewöhnlichſten Kreis des Alltagslebens entſchlüpfen.

Er träumt ſich zurück in die Knabenzeit, in jene hehre Ruhe, die ihn umfing, „wenn ſo oft in ſtiller Pracht die Abendſonne durch den dunkeln Wald zu ihm herunterſah.“

Dein war ſie, die Thräne, die im Haine
Auf den abgepflückten Erdbeerſtrauß
Mir entfiel — mit Dir ging ich im Mondenſcheine
Dann zurück ins liebe elterliche Haus.

Fernher ſah ich ſchon die Kerzen ſchimmern,
Schon war's Suppenzeit — ich eilte nicht,
Spähte ſtillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefußten Roß am Hochgericht.

War ich endlich ſtaubigt angekommen,
Theilt' ich erſt den welken Erdbeerſtrauß,
Rühmend, wie mit ſaurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankenden Geſchwiſter aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendeſſen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wenn ich ſatt gegeſſen,
Weg von meinem luſtigen Geſchwiſterpaar.

O! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann ſo über alles wohl;
Wie ein Tempel war mir's in der Nächte Hülle,
Wenn ſo einſam von dem Thurm die Glocke ſcholl.

Alles ſchwieg und ſchlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunkeln Erdbeerhaine
Träumt' ich und vom Gang im ſtillen Mondenſchein.

Als er dann, weggeriſſen von den Seinen, unter den Fremden irrte, wo er nicht mehr weinen durfte, o wie hat ſie da den armen Jungen gepflegt mit Mutterzärtlichkeit, und als ihm nach dem vollern Herzen feuriger das Jünglingsblut quoll, wie hat ſie oft ſo ungeſtüme Schmerzen zum Schweigen gebracht!

Jetzt belauſch' ich oft in Deiner Hütte
Meinen Schlachtenſtürmer Oſſian,
Schwebe oft in ſchimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Sänger Gottes, Klopſtock, himmelan.

Gott! und wenn durch ſtille Schattenhecken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Haſel, ihre Liebenden zu decken,
Sorglich ihre grünen Zweige um uns ſchmiegt; —

Wenn im ganzen ſegensvollen Thale
Alles dann ſo ſtille, ſtille iſt,
Und die Freudenthränen, hell im Abendſtrahle,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange wiſcht; —

Schön, o ſchön ſind ſie, die ſtillen Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die ſtillen, gottergebnen Leiden,
Wenn die fromme Thräne von dem Auge rinnt!

Darum möge ſie, die Stille, ihm treu bleiben auch in den Stürmen des Mannesalters bis hin zum ruhevollen Grabe, wo aller Sturm und aller Lärm der Thoren ſchweigt.

Es bedarf keiner Hinweiſung auf die unreinen Reime, die allzu niedern Ausdrücke, die Fehler der Zeichnung, die gedehnte Breite — bei all dieſen Mängeln iſt doch eine Einheit und Innigkeit des Stimmungstones, die uns ſchon die Lauterkeit und Tiefe der Empfindung verbürgt und den Meiſter der elegiſchen Dichtung vorherverkündigt. Nur um ſo befremdender aber wirkt hier das Zurückbleiben der Form, ſelbſt des Rhythmus, wenn wir uns vorausverſetzen in jene wundervollen Elegien ſeiner beſten Zeit, in denen ein herrlich ergoſſener Strom der Rhythmen wie begleitende Muſik der ſanften Wehmuth zur Seite geht, alles Harte in uns ſchmelzend und uns am Ende ganz mit ihrer ſüßen Melodie dahinnehmend.

Hat uns dieſes Gedicht in eine jener ſtillen Stunden eingeführt, die er in traulicher Abgeſchiedenheit an ſeinem einſamen Kloſterpulte zuzubringen liebt, ſo gibt uns das andere den Beleg zu jener Stelle des Hyperion (S. 8): „O es ſind heilige Tage, wo unſer Herz zum erſtenmale die Schwingen übt, wo wir, voll ſchnellen, feurigen Wachsthums daſtehn in der herrlichen Welt wie die junge Pflanze, wenn ſie der Morgenſonne ſich aufſchließt und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegen ſtreckt.“

Es iſt eine alcäiſche Ode (S. 796 ff.), in 29 Strophen

die „Unſterblichkeit der Seele“ beſingend. Kühn und in großem Wurfe hebt er an. Es iſt Morgenfrühe; auf dem Hügel ſtehend freut er ſich, wie alles ringsum auflebt und Hain und Flur und Thal und Hügel jauchzet im herrlichen Morgenſtrahle. Aber die Nacht zuvor, da haben nahe Donner ſie geweckt, die ſchlummernde Schöpfung, und grauſe, zackigte Blitze. Jetzt jauchzt die Erde, ſie feiert im Perlenſchmuck den Sieg des Tages über das Graun der Nacht, doch ſchöner freut ſich des Dichters Seele, denn ſie beſiegt der allgemeinen Vernichtung Grauen.

O, ihr ſeyd ſchön, ihr herrlichen Schöpfungen!
Geſchmückt mit Perlen blitzet das Blumenfeld;
Doch ſchöner iſt des Menſchen Seele,
Wenn ſie von euch ſich zu Gott erhebet. — —

Ha! dieſe Eiche — ſtrecket die ſtolze nicht
Ihr Haupt empor, als ſtünde ſie ewig ſo?
Und nahet nicht Jehovas Donner,
Niederzuſchmettern den ſtolzen Wipfel?

Ha! dieſe Felſen — blicken die ſtolzen nicht
Hinab ins Thal, als blieben ſie ewig ſo?
Jahrhunderte — und an der Stelle
Malmet der Wandrer zu Staub das Sandkorn.

Und meine Seele! — wo iſt dein Stachel, Tod?
O beugt euch, Felſen! neiget euch ehrfurchtsvoll
Ihr ſtolzen Eichen! hört's und beugt euch:
Ewig iſt, ewig des Menſchen Seele!

Was iſt Gewaltigeres als der Sturm, wenn er mit grauſem Ziſchen daherbraust? ich komme, ſpricht er, und

das Gehölze kracht und Thürme wanken, Städte ſinken — aber Ein Tag, der jüngſte, wandelt in Schweigen der Winde Dräun. Was iſt gewaltiger als der Ocean? „Was biſt du? — ſo hadert er mit der Erde — was biſt du, ſtreck' ich nicht, wie die Fittige aufs Reh der Adler, meine Arme über dich Schwächliche aus? was biſt du, wenn nicht mein Hauch ſich zur Sonne hebt, dich mit Regen zu tränken und Morgenthau?“ Und doch vor jenem Tage verkriecht ſich auch der Ocean und ſeiner Wogen keine tönt in den Jubel der Auferſtehung. So auch die Sonne, die herrliche, in ihrem Kommen und Scheiden ein Widerſchein vom Thron des Ewigen; wie göttlich blinket ihr Schimmer ins Aug' der Völker! Aber auch die Sonne verliſcht an jenem Tage und wirbelt rauchend die Himmel hindurch an jenem Tage. Nicht aber des Menſchen Seele, denn ewig iſt ſie — tönt es nach, ihr Harfen des Himmels! — ewig iſt des Menſchen Seele. Und jetzt ſchon, vor jenem größten Siege, trägt ſie die innere Unendlichkeit in ſich ſelbſt: ſchon jetzt iſt ſie ſo groß, ſo himmliſch, wenn ſie von Erdentand und Menſchendruck befreit, in großen Momenten zu ihrem Urſtoff ſich aufſchwingt. Wie der Schimmer Eloahs Haupt, ſo umſchwebt ſie der Umkreis ihrer Gedanken; wie Edens goldne Ströme reihen ihre Betrachtungen ſich zuſammen. Und o wie wird einſt es werden, wenn Erdentand und Menſchendruck auf ewig verſchwunden iſt, „wenn ich an Gottes, Gottes Throne bin und die Klarheit des Höchſten ſchaue!“ Weg mit den Zweifeln! Denn wäre der Menſchenſeele hohe Zukunft nicht Ewigkeit, o ſo möge Tod und Verderben alle Satzungen der ſittlichen Ordnung niederreißen und die gräßlichſten Frevel heiligen! Aber nein! Jehova ſprach's, drum iſt ewig, ewig des Menſchen

Seele. „Ich glaube meinem Gott und ſchau' in Himmelsentzückungen meine Größe."

Die Ode iſt ungleich, wie es von einem Jugendgedicht nicht anders zu erwarten iſt: ſie hat der Schwächen im Einzelnen nicht wenige, im Ausdruck, in den Bildern, in der Gedankenverbindung, auch in der Metrik. Sie zeigt den gewaltſam ekſtatiſchen Ton, den wir bei den Schülern Klopſtocks und Oſſians zu hören gewöhnt ſind, und auch an Reminiscenzen fehlt es nicht, zum Theil von unverkennbarer Art. Aber durch das Ganze geht doch ſchon der ächte Pulsſchlag des Hölderlinſchen Genius, und wie ſie in großem Stil concipirt iſt, ſo hat ſie auch große Züge genug und urſprüngliche Anſchauungen von überraſchender Kraft; man denke nur z. B. an das Bild des Oceans, der die Rieſenarme um die Erde ſchlägt, wie über das Reh der Adler ſeine Fittige ſtreckt. Man ſpürt doch ſchon den eigentlichen Nerv ſeines Talents, Begriffe, Naturerſcheinungen, kosmiſche Vorgänge zu realen Weſen umzugeſtalten und dieſen Gebilden ſeiner Phantaſie den lebendigen Odem einzuhauchen, daß ſie herrlich und gigantiſch gegen uns her geſchritten kommen.

Wahrhaft ſtaunenswerth aber iſt, wie dieſer ſtille Kloſterſchüler die Form der alcäiſchen Strophe kühn und ſicher bemeiſtert. Fehler in Menge, gewiß: gedehnte Laute als Kürzen gebraucht, kurze Silben an ſtarkbetonten Stellen übel verwendet und Anderes mehr von ähnlicher Art. Aber die Fehler ſind ſolche, die nur am Aeußern haften, die eine ſpätere Feile beſeitigt. Und nun daneben dieſe urſprüngliche, ganz auf dem glücklichen Inſtinkt des innern Gehörs beruhende Schönheit des Maßes, das, elaſtiſch geſpannt, unter ſeiner Hand erklingt wie der ſilberne

Bogen des Phöbos; dieſes ureigne Verſtändniß für das beſondere Geheimniß des männlichen Rhythmus: zuerſt jener friſch und kühn vorſtrebende Drang in den Anfangsverſen, dann das wuchtvoll geſammelte, harrende Anſchwellen in der dritten Zeile, und nun der herrliche Niederſturz der Maſſen in den Daktylen der vierten, um endlich am Schluſſe in vertiefter Ruhe abzufließen — das iſt alles mit angeborener Meiſterſchaft für die Bewegung des Gedankens verwendet und bildet zuſammen mit dem Vollklang der kräftigen Laute eine natürliche Muſik, die das an die Alten gewöhnte Ohr mit wunderbarer Melodie entzückt.

Seltſam und verwunderlich auf den erſten Blick iſt nun die Rückſchau auf jenes vorige, gereimte Gedicht: dort die heimiſche Form entſchieden matt und ſchleppend, hier die fremde, die ſelbſt bei Klopſtock noch etwas Sprödes, Zähes behalten hatte, mit genialer Virtuoſität faſt ſpielend behandelt — gewiß ein neuer Beweis, wie ſehr dieſer Hölderlin durch die Gaben der Natur auf die antike Welt und die Nachbildung ihrer Muſter als ſein eigenthümliches Herrſchergebiet hingewieſen war.

So viel ſehen wir nun bereits: die weſentlichen Elemente ſeiner Dichtung ſind Gefühlsinnigkeit und philoſophiſcher Tiefſinn, beide im tiefunterſten Grunde einer phantaſievollen, intuitiven Seele verbunden. Aber das Produkt aus dieſen Faktoren iſt ein anderes, als z. B. in Schillers Gedankendichtung, ſchon deßhalb, weil die bewegende Kraft bei ihm nicht wie bei Schiller der männlich ſtrebende, des Kampfes ſich freuende Wille iſt, ſondern vorherrſchend das Sehnen eines „weiblichen paſſiven Genie," wie Jean Paul in der Vorſchule der Aeſthetik von Herder

ſagt. Darum iſt bei ihm myſtiſch vertieft, ahnungsvoll andeutend, oft verſchwimmend in der Zeichnung, was bei Schiller greifbar klar und völlig herausgearbeitet erſcheint; darum auch bei ihm Verſenkung in die Natur ſtatt wie bei Schiller in das ringende Menſchenleben, in die wogenden Völkerſtürme.

Zuſammen aber geben uns jene beiden Gedichte noch einmal das volle Bild des Jünglings, ſo wie er war, als er im September 1788 aus den alten Kloſtermauern ſchied, um nun die Univerſität zu beziehen.

Wie anders iſt er in den vier Jahren geworden, ſeit er das mütterliche Dach verlaſſen hat! Damals war er ein ſchöner Knabe, fröhlich ins Unbekannte hinaus ſtrebend, jetzt iſt ſchon ein kränkelnder Zug im Bild ſeiner Jugend. Wohl fehlt es nicht an Elementen der Kraft, der innern Geſundheit: wir haben eben erſt im zweiten der angeführten Lieder einen Schwung, eine Größe, einen vorwärts ſtrebenden Drang empfunden, der uns eine reiche Entfaltung zu verbürgen ſcheint. Noch iſt ein gewiſſes Gleichgewicht da, noch können wir denken, daß vielleicht doch jener Jugendmuth triumphirt, der ihn fünf Jahre ſpäter ſein gewaltiges Schickſalslied mit den freudig kühnen Worten ſchließen läßt: „Bis an der Sonnen letzte ringe Genährt vom Siege dieſes Herz!“

Aber, was Schiller 1797 über ihn an Goethe ſchreibt, gilt doch ſchon jetzt: ſein Zuſtand iſt gefährlich. Er iſt von der reizbarſten Subjektivität, er ſchafft ſich erträumte Leiden, er mißtraut den Menſchen um ſich her, er findet das Leben öde und ſchal, er weiß ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen, er zieht ſich ganz in ſich ſelbſt zurück, er iſt ſchon jetzt, nicht immer, aber zu Zeiten, „wie die

kranke Pflanze, die die Sonne nicht ertragen kann“ (2, 248).

Iſt dieſer Gemüthszuſtand — die Quelle ſeines Schickſals — einfache, mehr oder weniger mitverſchuldete Entwicklung der in ſein Weſen gelegten Keime? oder iſt ſie umgekehrt im Widerſpruch mit der natürlichen Ordnung durch äußere Verhältniſſe herbeigeführt, von denen er abhängig war?

Es iſt immer mißlich ſich auszudenken, was unter andern Umſtänden geworden wäre, und wenn Manche, wie es ſcheint, der Meinung ſind, Hölderlins Schickſal ſei die natürliche Frucht ſeiner weichlichen Natur, die es nie und nirgends zur Kraft des ſelbſtbeherrſchenden Willens gebracht haben würde, wenn Andere das elegiſch Schwermuthsvolle überhaupt als das einzige Gebiet erkennen wollen, auf dem er vermöge ſeiner urſprünglichen Ausrüſtung eine glänzende Eigenthümlichkeit gewinnen konnte, und demgemäß die frühzeitige Verdüſterung ſeines Gemüths ganz in der Linie ſeiner natürlichen Entwicklung liegend und durch den Druck der Verhältniſſe nur beſchleunigt und vertieft finden: ſo vermag man wenigſtens mit Beweiſen ſie nicht zu widerlegen; denn es iſt an ſich ſchwer, das urſprüngliche Maß und die beſondere Art einer natürlichen Begabung feſtzuſtellen, zumal wo uns ſo wenig Material für die frühere Jugendzeit zu Gebote ſteht wie hier, und unſtreitig liegt ein gut Theil Weichheit — aber freilich auch mit Kraft und ächtem Freiheitsdrang verbunden — in dem, was der Knabe als Mitgabe fürs Leben von der Natur empfangen hat.

Er ſelbſt jedenfalls hat das ſchmerzliche Gefühl im Herzen getragen, daß er aus einem ſchönen und Anderes

verheißenden Kindheitsglück, aus „des Lebens goldnem Morgen“ durch das Eindringen eines feindseligen Elements, durch den Druck der Knechtschaft gerissen ward.

Diesen Andeutungen nachgehend, habe ich im Vorangehenden versucht, die Geschichte seiner innern Entwicklung im Einzelnen zu verfolgen.[1] Da ergab sich denn als erste Begründung seines düstern Geschickes der Mangel einer ernsten männlichen Leitung, die sein weiches Gemüth zum Kampf mit der Welt, mit ihren Forderungen und Härten, rechtzeitig gestählt hätte.

Aber schmerzlicher doch bleibt das Zweite, der unglückliche Einfluß, den das Klosterleben auf seine Individualität hat üben müssen. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß hier eine ursprüngliche Anlage von köstlicher Zartheit, eine in seltenem Maße zu heiterer Schönheit, zu freier, reiner Menschlichkeit geschaffene Natur durch die an sich schon grämliche, für diese Natur aber geradezu tödtliche Klosterzucht jener Zeit um den holden Jugendfrühling betrogen ward, der wohl noch reichere, mannigfaltigere, gesundere Lebenstriebe in diesem wunderbar glücklich organisirten Geiste geweckt hätte. Mir scheint die Thatsache, daß selbst unter so hemmenden Umständen noch diese Blüthenpracht dem übel gepflegten Baume entsprossen ist, vielmehr ein Beweis von der ursprünglichen Stärke der Triebkraft zu sein, und gerne mag ich denken, daß die auf das urkundliche Material gebaute Darstellung der betreffenden Verhältnisse in ihrem Theil dazu beiträgt, der liebenswürdigen Gestalt des Dichters, die um ihres unglücklichen Ausgangs willen schon zuvor unsere Herzen

[1] Man vergleiche auch die feine Entwicklung in C. Schwabs Biographie 2, 320.

ergreift, jene erhöhte Theilnahme zuzuführen, die das Bild des einsam und unverstanden in dumpfe Klostermauern Eingeschlossenen bei jedem fühlenden Herzen erwecken muß.

Fragt man nun aber, auf welchem andern Bildungsweg denn Hölderlin zu harmonischer Entfaltung seines Wesens hätte gelangen mögen, so ist freilich die Antwort schwer. In dem damaligen Württemberg, wo weithin nur die kühle und kahle Aufklärung herrschte, war für diese Natur mit ihrer unsagbar holden Innigkeit nirgends eine Stätte. Und eben dies ist das Tragische seines Schicksals.

Wir haben ihn mit Tasso zusammengestellt. „Der 45
schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück." Mit diesen Worten bezeichnet Goethe selbst die Seele seines Dramas; sie sind zugleich der Schlüssel zu dem geheimnißvoll wehmüthigen Reiz, den Friedrich Hölderlins Jugendgeschichte auf uns ausübt.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

1770—1788.

Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

Fauſt.

Es iſt ſchwer, wenn man, von dem ſchönen Jugendbild Friedrich Hölderlins kommend, ſich zu den Knabenjahren Hegels wendet, dieſer ganz eigenthümlichen Erſcheinung gerecht zu werden.

Man wird immer zunächſt den Eindruck haben, als geriethe man aus den freien Aetherhöhen der Poeſie in die platte Proſa hausbackenſter Verſtändigkeit. Da iſt ſehr viel Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit, Umſchau nach allen Seiten, das volle Bild des „Muſterſchülers," wie ſich nur eine Anſtalt ihn wünſchen mag, aber nichts von Idealität, Geiſt, Schwung, Hingebung, kecker Friſche, nichts von alle dem, was ſelbſt im Uebermaß, in der Verirrung noch, einer jugendlichen Natur einen liebenswürdigen Zauber leiht, und erſtaunt fragt man ſich, wie es möglich war, daß zwei, wie es ſcheint, ſo grundverſchieden angelegte und in ſo auseinanderſtrebender Richtung ſich entwickelnde Naturen auf der Univerſität in aufrichtigem und förderndem Freundſchaftsbunde zuſammentreffen konnten.

Wir haben, wohl in Folge der eben angedeuteten Eigenſchaften, für die Gymnaſialzeit Hegels ein ſo reichhaltiges Material an Tagebuchsaufzeichnungen, an Excerpten und Schülerarbeiten, wie wir es gewiß von wenigen großen Männern aus ſo jungen Jahren beſitzen; aber es iſt ſehr zu vermuthen, daß, wer das Bild des großen Mannes im Kopfe, an dieſe Selbſtzeugniſſe herantritt und ſie mit ſuchendem Intereſſe durchläuft, ſich arg enttäuſcht findet, weil er zwar auf gar Manches ſtößt, was ihm ein heiteres Lächeln entlocken mag, aber vergebens ſich nach jenen Geiſtesblitzen umſieht, in denen ſich die kommende Größe von Weitem verkündet.

Und doch, wer die Mühe nicht ſcheut, etwas tiefer in dieſe Kundgebungen einer puerilen Intelligenz ſich einzuleſen, wird ſicher mehr und mehr empfinden, wie in der grundehrlichen Geradheit dieſes braven Jungen, in ſeiner ſelbſtloſen Hingebung an die Realität der Dinge, ſeiner großartig ſchlichten Anſpruchsloſigkeit eine Anziehungskraft von beſonderer Art wirkt, die uns dauernd erwärmt und das Werden und Wachſen der anfangs ſo wenig verſprechenden Knabennatur, der man doch eine ſo bedeutende Zukunft vorbehalten weiß, für die Beobachtung doppelt lockend erſcheinen läßt.

Verſuchen wir es, dieſen innern Proceß zu verfolgen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel[1] iſt am 27. Auguſt 1770, alſo kaum ein Halbjahr nach Hölderlin, in Stuttgart geboren. Die Familie war nicht von ſchwäbiſchem

[1] Als allgemeine Quellen dienten: Roſenkranz, Hegels Leben, Berlin 1844. R. Hayms Vorleſungen über Hegel und ſeine Zeit. Berlin 1857. Thaulow, Hegels Anſichten über Erziehung und Unterricht, 3 Theile in 4 Bänden, Kiel 1853—1854.

Urſprung, wie denn auch der Name jetzt in Schwaben wieder ausgeſtorben zu ſein ſcheint. Sie war, wie auch andere unter unſern bekannteren Familien (z. B. die von Wilhelm Hauff) vor der fanatiſchen Härte der Habsburger in das glaubens- und ſinnverwandte Württemberg flüchtend, im ſechzehnten Jahrhundert aus Kärnthen eingewandert, hatte ſich aber, wie es ſcheint, in der langen Reihe von Generationen durch Heiraten mit den Töchtern des Landes ganz und völlig mit dem ſchwäbiſchen Blute vermiſcht; denn wenn je die bezeichnendſten Eigenheiten des Stammes in einer typiſchen Perſönlichkeit zur Ausprägung gelangt ſind, ſo iſt es Hegel, der ſich auch ſein Leben lang mit einem gewiſſen Selbſtgefühl als Schwabe gegeben hat.

Schon der Erſte des Geſchlechts, der ins Württemberger Land gekommen war, der Kanuengießer Johannes Hegel, war Bürgermeiſter in Großbottwar geworden, und ſeitdem ſcheinen die Hegel unausgeſetzt im Gemeinde- oder Staats- und Kirchendienſte thätig geweſen zu ſein, indem wir, zumal im achtzehnten Jahrhundert, eine ſtattliche Reihe ihres Namens unter den Geiſtlichen, Vögten, Rentkammerbeamten, Kloſterverwaltern u. ſ. ſ. finden.[1]

So war nun auch der Vater des Philoſophen, Herr Georg Ludwig (geboren im Jahr 1733), ſeit 1764 einer der Sekretäre der hohen Rentkammer (Finanzverwaltung) und blieb in dieſer Stellung, wie das meiſt der Fall war, bis zu ſeinem Tode, wobei er übrigens, ebenfalls dem Brauch gemäß, ſeit 1796 Titel und Charakter eines Ex-

[1] Aus Binders Kirchen- und Lehenämtern Wirtembergs ſind von 1604—1740 zehn Hegel zu entnehmen, die dem Kirchen- und Schuldienſt angehörten; aus dem Württembergiſchen Dienerbuch außerdem noch ſechs in Staatsbedienſtungen, von 1691 an.

peditionsraths führte. Da nun überdies die Mutter, Maria Magdalena geb. Fromm, ihrerſeits die Tochter eines landſtändiſchen Beamten war, ſo daß unſer Philoſoph auch zu dieſem für das alte Württemberg und ſeine Verfaſſung ſo hochintereſſanten Lebenskreis eine perſönliche Beziehung hatte, ſo dürfen wir zum voraus annehmen, daß der Knabe die durch lange Vererbung von Geſchlecht zu Geſchlecht geſteigerte Anlage zu den beſondern Eigenthümlichkeiten des altwürttembergiſchen Beamtenſtandes als Gabe der Natur in ſeiner Wiege vorfand, die Anlage zu jener ſtrengen Ordnungsliebe, jener würdigen Geſetztheit und Abgemeſſenheit des Benehmens, jener charaktervollen Tüchtigkeit und ſchlichten Rechtlichkeit, die uns namentlich in Spittlers Mittheilungen als hervorragende Züge der älteren Zeit ſo wohlthuend geſchildert ſind.

Der Grundſtock konnte faſt nicht anders als tüchtig und kernhaft ſein, und die Erziehung ſorgte dafür, daß er es blieb. Hegel hat ſeinen Eltern eine ſchöne Pietät bewahrt, wie denn überhaupt ein Zug von treuer Anhänglichkeit und aufrichtiger Ehrerbietung für die natürlichen Grundlagen des Lebens ungemein tief in ſeinem Weſen begründet iſt. Der Mutter insbeſondere, die er ſchon im vierzehnten Jahr verlor, blieb er zeitlebens eingedenk; noch im Jahr 1825 erinnert er die Schweſter in einem Brief an ihren Todestag. Dieſe Schweſter Chriſtiane, welche, als charaktervolle Erſcheinung von kräftiger Originalität unter dem Namen „Jungfer Hegelin“ bekannt, noch manchem unter den Lebenden bei uns in der Erinnerung iſt, und ein Bruder Ludwig, der als Officier den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht hat, vollenden die kleine Familie.

Das Leben im Hauſe des Herrn Kammerſekretarius

mögen wir uns unbedenklich nach dem allgemeinen und ziemlich uniformen Typus des damaligen Stuttgarter Lebens in den Kreiſen ſchlicht bürgerlicher Wohlhabenheit vorſtellen: der Tag, die Woche, das Jahr in gewohnter, längſt beſtimmter Aufeinanderfolge verlaufend, jedes Geſchäft, jede Erholung an feſte Zeiten, an herkömmliche Normen gebunden, überall Ordnung, Zucht, klare Satzung, die Lebensweiſe einfach, ſparſam, überlegt, der Verkehr von Eltern und Kindern bei aller Herzlichkeit im Innern doch förmlicher als heutigen Tags und mehr auf das Reſpektsverhältniß begründet, der ganze Ton im Hauſe durch die eigene Miſchung von Strenge und Gemüthlichkeit, von bequemem Gehenlaſſen und ceremoniöſer Förmlichkeit beherrſcht, welche überhaupt jene Zeit bezeichnet.

Gewiß iſt in dieſem Familienleben nächſt der natürlichen Ausſtattung die mächtigſte Quelle zu ſuchen, aus der die Eigenart des Knaben gefloſſen iſt, nicht nur in dem Sinn, daß er hier die ceremoniöſe Würde gewann, die man ſchon aus der Abſchiedsrede des Abiturienten heraus empfindet und über die in ſpäteren Jahren ſeine Schüler ſo manchmal bei feierlichen Anläſſen gelächelt haben, den „Zug altbürgerlich ehrbarer Geradheit," der noch in den Schilderungen aus ſeinem Alter regelmäßig betont wird, ſondern mehr noch finden wir hier die Schule jenes beharrlichen und ſubſtantiellen Sinnes, jener Werthſchätzung der feſten Lebensformen, der Sitte, der Gewohnheit, auf welche in ſeinem ſpätern Syſtem, namentlich für die Erziehung, ein ſo ungemeiner Nachdruck gelegt wird.[1]

[1] Man vergleiche beſonders in der Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, Werke VII, 2. S. 230—239. Thaulow, Hegels Anſichten über Erziehung und Unterricht I. S. 79 ff.

Iſt doch Hegels eigenes Werden in ſeinem ganzen Verlauf der deutlichſte Beweis von der Macht der beharrlichen Gewöhnung: ſtetiger als er hat ſich nie ein Menſch entwickelt; ohne jeden Zuſatz von überſpringender Genialität, hat er, ganz nur mit den Mitteln des ehrlichen Fleißes, in der immer gleichen ruhigen Wärme eines niemals ausſetzenden Willens alle Keime, die in ſeiner Natur lagen, einen um den andern zur Entfaltung und fruchtbringenden Reife gebracht, und indem ſich dies mit der Sicherheit eines langſamen aber unaufhaltbaren Naturprozeſſes vollzieht, ſehen wir dabei, ganz wie bei der Pflanze, die äußern Potenzen, unter deren Einfluß ſein Leben geſtellt iſt, jede in ihrem Theil mitwirken. Zunächſt die ſtädtiſche Umgebung.

Es war eine kleine Stadt, das Stuttgart von damals mit ſeinen 16,000 Einwohnern und bot wenig Gelegenheit zu reicherer Anſchauung. Zwar hatte es ſeit 1774 den zuvor aus Ungnade nach Ludwigsburg verlegten Hof, ſein eigentliches Lebenselement, wieder gewonnen, und durch die Verpflanzung der auf der Solitude gegründeten „Militärakademie" war gleichzeitig der geiſtige Verkehr erheblich geſteigert worden. Aber der Hof war ſeit dem Erbvergleich von 1770 nicht mehr der üppig glänzende, rauſchend bewegte von ehemals, und das geiſtige Leben trug, abgeſehen von einigen Feſtlichkeiten in der Akademie, keinen öffentlichen Charakter, ſondern war auf private Kreiſe beſchränkt. Im Ganzen verliefen die Tage ſtill und ohne ſpannendes Intereſſe.

Für das Herzogthum Württemberg freilich war Stuttgart damals faſt mehr der beherrſchende Mittelpunkt als Paris für Frankreich, aber dieſes alte Württemberg, kaum ein Drittel des jetzigen Landes, ſchien eine kleine Welt für

ſich und wie durch eine chineſiſche Mauer von der großen Welt draußen geſchieden. Beinahe überall von katholiſcher Bevölkerung umgeben, hatte es ſich in ſeinem ſtreng proteſtantiſchen Bewußtſein ſeit Jahrhunderten im eigenen Kreiſe abgeſchloſſen. Man war von der Vortrefflichkeit der heimiſchen Bildungsanſtalten erfüllt und blickte mit Stolz auf die in Deutſchland faſt einzig daſtehende Feſtigkeit und praktiſche Bedeutung der landſtändiſchen Verfaſſung. So gewöhnte man ſich, das Ländchen für die Heimat alles Tüchtigen und Gediegenen zu halten, und — in ſich aufs Mannigfaltigſte verkettet, durch weitverzweigte „Vetterſchaften“ und Verſchwägerungsverhältniſſe wie zu einer großen Familie geworden, bewegten ſich die leitenden Klaſſen und Stände des Landes in einem heitern Selbſtgenügen, wenig mehr als die Philiſter im Fauſt um den auswärtigen Weltverlauf ſich kümmernd. Demgemäß war denn auch der Kreis der Intereſſen und Anſchauungen ein beſchränkter, und ſtatt, wie man wohl meint, durch das hauptſtädtiſche Leben und Treiben einen weiten Horizont erſchloſſen zu bekommen, konnte Hegel in Stuttgart faſt nur lernen noch gründlicher Schwabe zu werden, als er von Geburt es ſchon war.

Dazu kommt nun die Schule, der Unterricht. Man kann nicht umhin zu bedauern, daß Hegel ſeinen Weg nicht durch die Karlsakademie genommen hat. Er hätte hier einen allerdings minder gründlichen, dafür aber auch bei weitem vielſeitigern Unterricht nach verbeſſerter Methode und in der fördernden Berührung mit dem ganzen Gebiet der damaligen Wiſſenſchaften und Künſte gewonnen, er wäre in der Atmoſphäre der neuen, weſentlich durch Herderſche Ideen befruchteten Lebensanſchauung aufgewachſen und hätte ohne Zweifel früher und deßhalb auch vielleicht

vollſtändiger und naturwüchſiger jene harmoniſche Ausgeſtaltung der innern Perſönlichkeit erreicht, welche er in Wirklichkeit erſt in Tübingen und weſentlich unter Hölderlins und Schellings Einfluß begonnen hat.

Daß ihn der Vater nicht dieſer Lieblingsſchöpfung ſeines Landesfürſten übergab, hatte natürlich ſeinen Anlaß darin, daß er den Sohn zur Theologie beſtimmt hatte, für welche bekanntlich allein in der Akademie keine Vorbildung ſtattfand. Aber eben warum er dies that, iſt leider nicht zu erkennen; ein religiöſes Motiv, etwa auf Seiten der Mutter, läßt ſich kaum vorausſetzen, da nach den Tagebüchern der herrſchende Geiſt im Hauſe in dieſer Hinſicht offenbar der der Zeit überhaupt war, Hochachtung vor den kirchlichen Inſtitutionen und Auffaſſung der Religion von Seiten des praktiſchen Handelns, ohne lebhaftere Erregung des Gemüths.[1] In der That, hätte der Vater nicht ſpäter den jüngern Sohn (als Oppidaner) die Karlsſchule beſuchen laſſen, ſo könnte man verſucht ſein anzunehmen, daß der Herr Kammerſekretarius die alte gründliche Methode des Gymnaſiums aus principiellen Gründen vorgezogen und, um bei Sereniſſimo keine ungnädige Empfindung zu wecken, den Sohn zum Theologen gemacht habe, wobei wohl von allem Anfang mehr an eine Laufbahn im höhern Schul- als im Kirchendienſt gedacht ſein mochte.

Wie dem nun ſein mag, jedenfalls mußte das Stuttgarter Gymnaſium in ſeiner damaligen Verfaſſung die

[1] Auch pekuniäre Gründe laſſen ſich kaum annehmen, da, wie wir aus Roſenkranz, Hegels Leben, S. 141 f. erkennen, nach des Vaters Tode ein für damals nicht unanſehnliches Vermögen ſich vorfand und jedenfalls die Bildungskoſten des Theologen dort höher angeſchlagen ſind, als die des jüngern Bruders, der in der Karlsſchule gebildet wurde. (Jener zahlt der Schweſter 350 fl., dieſer nur 150 fl. heraus.)

uns bereits bekannte individuelle Richtung des Knaben erheblich ſtärken und ſteigern. Während elf Jahren hat Hegel dieſem Gymnaſium angehört, das ihn wohl in jedem Betracht als ſeinen berühmteſten Schüler betrachten darf.

Die in ihren Anfängen trefflich organiſirte Anſtalt, im Jahr 1686 durch Ausbau des früheren Pädagogiums zum Gymnasium illustre erhoben, war ſeitdem in allem Wechſel der Zeiten faſt ohne Veränderung auf ihrem „fundationsmäßigen Stand“ geblieben und erfuhr erſt einige Jahre nach Hegels Abgang, als die Karlsſchule aufgehoben wurde, die durchgreifende Verbeſſerung, deren ſie ſchon lange dringend bedürftig war.

Die äußere Gliederung[1] zeigte nominell ſieben Klaſſen (I—V als „unteres,“ VI und VII als „oberes“ bezeichnet), von denen aber die beiden oberſten VI und VII (der Verordnung nach eigentlich auch Cl. V) je zwei Jahrgänge umfaßten, während andererſeits die unterſte, I, in drei auf einander folgende Jahresabtheilungen unter beſondern Lehrern (prima infima, media und superior) zerfiel und auch räumlich von den andern Klaſſen getrennt war.

Das Untergymnaſium, in deſſen classis prima infima unter dem Präceptor M. Johann Jakob Löffler unſer angehender Lateiner, genau vor hundert Jahren, im Oktober 1777 ſeinen ruhmreichen Lauf in den Bahnen der Wiſſenſchaft begann, war damals durch unglaubliche Mißſtände entſtellt. Die Lehrer, ſieben an der Zahl — Fachlehrer

[1] Die folgende Darſtellung der damaligen Zuſtände des Stuttgarter Gymnaſiums beruht weſentlich auf den dem Archiv des K. Studienraths zugehörigen Akten „die Organiſation und Erweiterung des Gymnaſiums nach Aufhebung der hohen Karlsſchule betreffend“ von 1794 und 1795, insbeſondere den Einzelberichten ſämmtlicher Lehrer, dem Geſammtbericht des Rektors und dem Gutachten der beſonders eingeſetzten Herzoglichen Studienkommiſſion.

gab es nicht — waren, in Ermanglung jedes ständigen Gehaltes, auf das Schulgeld angewiesen; sie hegten darum den begreiflichen Wunsch, möglichst viele Schüler (einzelne 60 und mehr) zu haben und die vorhandenen auf diese oder jene Art über das Normaljahr hinaus noch ein zweites Jahr festzuhalten, und da nun nicht bloß das Alter des Eintritts, sondern im Wesentlichen sogar das Weiterrücken von Klasse zu Klasse der Entscheidung der Eltern anheimgegeben war, so ergab sich innerhalb der einzelnen Klassen eine Verschiedenheit der Schüler nach Alter und Kenntnissen, die nicht bunter gedacht werden kann. „Das Alter meiner Schüler," sagt z. B. der unterste Lehrer in der Beilage zum Gesammtbericht vom 10. Juni 1794, „geht vom vierten bis ins neunte und zehnte Jahr," und andererseits treffen wir im Obergymnasium Elfjährige neben Zwanzigjährigen.

Dabei fehlte es völlig an einem durchgehenden Gesammtplan für den Unterrichtsgang in den einzelnen Fächern, auch — und besonders — im Lateinischen, das natürlich den größten Theil der Zeit einnimmt: jeder Lehrer unterrichtet auf eigene Faust und Verantwortlichkeit, er folgt seinen Lieblingsneigungen und hat wohl seine besondern „Forcen," vermöge deren er das specielle Vertrauen der Eltern in Anspruch nimmt, der eine das „Excipiren" (lateinische Extemporalexercitien), der andere das Versemachen, der dritte die Geographie u. s. w.

Die Resultate lassen sich denken. Das Griechische z. B., das freilich vorzugsweise auf die Privatstunden fällt, beginnt in der zweiten Klasse, aber noch der Präceptor der vierten erklärt, er müsse darin alle seine Schüler als Anfänger behandeln; doch halte er sich, fügt er beruhigend bei, nicht lange beim bloßen Decliniren und Conjugiren auf,

ſondern gehe friſchweg zur Expoſition im Neuen Teſtament und im Aeſop über.

Und nun gar die „Wiſſenſchaften“, mit denen ſich ſchon der Lehrer der prima media viel weiß! Sie beſtehen in Geographie und Arithmetik — Geſchichte kommt außer in prima superior, wo nun freilich gleich „Geſchichte Württembergs nach Spittler“ vorgetragen wird, im Untergymnaſium nicht vor — gelten aber neben dem Latein nur als ornamenta seu decora und werden meiſt „zu Ende der Stunden, wenn noch eine Viertel- oder halbe Stunde übrig iſt, docirt.“ Da bekommen nun z. B. in der Geographie die Schüler in der prima media „zuerſt eine allgemeine Ueberſicht von der ganzen Erde, dann Europa, dann Deutſchland, dann Schwaben,“ und nachdem ſie in der folgenden Klaſſe mit den „merkwürdigſten Reichen der Erde“ bekannt geworden, verſucht es der praeceptor secundae, der ſelbſt geographiſcher Schriftſteller iſt, erſt ihnen „durch kurze annehmliche Geſchichtlein eine rechte Begierde zu dieſer Wiſſenſchaft beizubringen,“ ehe er die „Wiſſenſchaft“ ſelbſt mit ihnen beginnt, was denn den Erfolg hat, daß der nächſte Lehrer dieſes Fach „unter die verdrüßlichſten“ rechnet, weil die Schüler darin gar nichts können, und ſein höherer Kollege kurzweg erklärt: „Geographie habe ich meine Schüler noch nicht gelehrt.“

Als beſonderer Uebelſtand wird ferner von der Herzoglichen Studienkommiſſion in ihrem Bericht vom 5. Sept. 1795 die ſeltſame Vertheilung der Unterrichtszeit auf drei oder gar vier Gruppen hervorgehoben. Obligat waren nur die „Ordinariklaßſtunden“ Sommers 7—10 (Winters 8 bis 11) und an vier Nachmittagen 2—4, zuſammen 24 Wochenſtunden, wofür der Schüler quartaliter 30 Kreuzer zu

zahlen hatte. Als „Obſervanz“ galt nun aber ferner der Beſuch der „Morgenprivat“ 10—11 oder 11—12 (ebenfalls 30 kr.), und „ſehr rekommandirt“ wurde endlich die „Abendprivat“ 4—5, welche als die „vornehmſte“ mit 1 fl. 30 kr. zu bezahlen war. Da nun bloß für die horae ordinariae eine Verpflichtung beſtand und nicht wenige Eltern vorzogen, den unumgänglichen Nebenunterricht durch einen der zahlreichen Privatlehrer ertheilen zu laſſen, ſo hatte, ſtreng genommen, der Präceptor in jeder dieſer drei Gruppen wieder einen beſondern Gang einzuhalten, und für die Schwachen und die Griechiſchlernenden endlich waren noch obendrein „Privatlektionen“ von 1—2 Uhr Nachmittags erforderlich, wie denn auch die meiſten der Lehrer in ihren Berichten die Zahl ihrer Wochenſtunden auf 48—50 angeben.

Nun denke man aber ja nicht, daß in dieſer langen Unterrichtszeit beſtändig jene geſpannte Thätigkeit geherrſcht hätte, welche ſich für unſere Vorſtellung nothwendig mit dem Begriff der Schule verbindet. Bei dem patriarchaliſchen Verhältniß, in dem in der guten alten Zeit der Lehrer zu ſeiner Klaſſe ſtand, waren der Abhaltungen, der heitern wie der ernſten, unzählige, und wenn auch die Anekdote von dem Präceptor Gymnaſii, der ſich im Schulzimmer während der Lektion von dem Perruquier das olympiſche Haupt bearbeiten ließ, nur Scherz der Ueberlieferung ſein ſollte, ſo iſt doch ſogar in den Berichten der Herren ſelbſt Manches, was uns ſeltſam anmuthet, z. B. die Bemerkung eines Lehrers, daß „gemeiniglich beim Beginn der Stunde eine kleine Geſchichte aus der Hiſtorie oder ſonſt etwas Schickliches erzählt wird, jedoch allemalen mit der Bedingung, beim Conſtruiren hernach recht aufmerkſam zu ſein.“

So ſind denn auch die Schilderungen, welche wir von den disciplinariſchen Zuſtänden bekommen, nicht ſehr erbaulich, und da und dort, wenn einer dieſer Berichte über die corruptos mores saeculi jammert, glaubt man zwiſchen den Zeilen das Bild der böſen Rotte zu erkennen, wie ſie mit dem guten alten Herrn ihren Schabernack treibt. Wir ſind im Blüthenalter der Rouſſeau'ſchen Humanitätsideale, und da iſt es nun gar drollig zu ſehen, wie die Herren, die doch auch gerne auf der Höhe der Zeit ſtehen möchten, in allen Tonarten ſich entſchuldigen, daß ſie „gegen ihre Grundſätze nothgedrungen haben zu dem Stock greifen und dabei leider haben bemerken müſſen, daß der viel beſſer hilft, als jede andere, einem freien Menſchen anſtändigere Behandlung."

Da iſt der gute Jonathan Lenz, Präceptor secundae, unter deſſen mildem Scepter unſer Hegel in ſeinem zehnten Jahre geſtanden; iſt es uns nicht, als wohnten wir ſelbſt einer Lehrſtunde von damals bei, wenn wir ihn in ſeinem Bericht die Schüler in drei Klaſſen eintheilen ſehen: „bei der erſten läßt ſich durch eine liebreiche Behandlung alles zuwege bringen; mit der zweiten muß ich ſchon ernſthaft reden; bei der dritten, wo beides nichts hilft, richte ich mich nach eines jeden Naturell: z. B. Schwätzige werden in Schwätzbiegel geſtellt, Faule müſſen von andern weg und an einem beſondern Ort ſitzen oder ſtehen. Der Bakel wird nur ſelten gebraucht, fürnehmlich aber ſuche ich auch ſolche noch durch Beſchamung zurecht zu bringen."

Es bedarf keines Wortes, daß dieſe Unterrichtsverhältniſſe nicht geeignet waren, bei dem Knaben Hegel den ihm von der Natur nicht verſagten, aber hinter einer dichten Schichte verſtändiger Nüchternheit verdeckten Sinn

für das Ideale zu wecken. Theologiſch gebildet waren zwar vier von dieſen Lehrern, und eines beſondern Rufs erfreute ſich der von der fünften Klaſſe, Prof. Naſt, der
81. Vater von Schillers Lehrer an der Karlsſchule. Ein perſönliches Verhältniß aber ſcheint Hegel nur zu einem gehabt zu haben, gleich dem erſten, Präceptor M. Löffler. Er 71.
nennt ihn häufig in ſeinem Tagebuch und ſtets mit herzlicher Verehrung, namentlich an einer Stelle, die in jeder Hinſicht für den Fünfzehnjährigen charakteriſtiſch iſt. Am 6. Juli 1785 nach dem Tode Löfflers ſchreibt er (Roſenkranz, Hegels Leben, S. 434 und S. 6):

„Herr Präceptor Löffler war einer meiner verehrungswürdigſten Lehrer, beſonders im untern Gymnaſio darf ich ihn kecklich faſt den vorzüglichſten nennen. Ich kam im Herbſt 1777 zu ihm, wo er Präceptor I inf. Classis war. Ich war alſo das halbe Jahr 1778 auch bei ihm und da in dieſem Jahr der ſelige Herr Präceptor Schäffner geſtorben war, ſo rückte er im Herbſt mit uns um eine Klaſſe weiter vor, daß ich alſo das ganze Jahr 1778 und den größten Theil von 1779 ſeinen Unterricht genoß. Als ich von ihm weg kam in meines Onkels, des Herrn Präc. Göritzens Klaſſe, hatte ich nichtsdeſtoweniger das ganze Jahr Privatunterricht bei ihm. Ebenſo 1783, wo ich bereits in der 5ten Klaſſe bei Herrn Prof. Naſt war. Im erſten Privatunterricht ging auch Lebret und Autenrieth[1] mit mir, im zweiten war ich ganz allein. Im erſten exponirten wir den Curtius, Aeſop, das Neue Teſtament,

[1] Lebret, Sohn des damaligen Gymnaſialprofeſſors und nachherigen Kanzlers, und Bruder von Hölderlins ſpäterer Geliebten in Tübingen. Autenrieth, Sohn des bekannten Profeſſors der Kameralwiſſenſchaft an der Karlsſchule, der ſpäter Kammerdirektor wurde.

nämlich am Mittwoch, Freitag, Samstags und Sonntags von 11—12 und 2—3. Im zweiten exponirte ich Cicero de senectute, somnium Scipionis, Laelius s. de amicitia, Griechiſch im neuen Teſtament die Briefe an die Theſſalonicher und den an die Römer und etwas Hebräiſch in den Pſalmen. Zu Ende auch in Vida's Chriſtiade, wo ich viel auswendig wußte.

„Er war der rechtſchaffenſte und unparteiiſchſte Mann. Seinen Schülern, ſich und der Welt zu nützen, war ſeine Hauptſorge. Er dachte nicht ſo niedrig wie Andere, welche glauben, jetzt haben ſie ihr Brod und dürfen nicht weiter ſtudiren, wenn ſie nur den ewigen, alle Jahre erneuten Klaſſenſchlendrian fortmachen können. Nein, ſo dachte der Selige nicht! Er kannte den Werth der Wiſſenſchaften und den Troſt, den ſie einem bei verſchiedenen Zufällen gereichen. Wie oft und wie zufrieden und heiter ſaß er bei mir in jenem geliebten Stübchen und ich bei ihm! — Wenige kannten ſeine Verdienſte. Ein großes Unglück war es für den Mann, daß er ſo ganz unter ſeiner Sphäre arbeiten mußte. Und nun iſt er auch entſchlafen! Aber ewig werde ich ſein Andenken unverrückt in meinem Herzen tragen.“

Iſt ſie nicht ergreifend in ihrer milden Wärme, dieſe Schilderung? Sie hebt für einen Augenblick den Schleier von dem Innern des Fünfzehnjährigen und läßt uns durch viel Wohlweisheit und Altklugheit hindurch in die ſtille Tiefe eines guten und treuen Knabengemüthes blicken. Und iſt es nicht in ſeiner Art ein rührend liebliches Bild, das er in wehmüthiger Rückerinnerung von dem Zuſammenſein mit dem nun verſtorbenen Lehrer in dem „geliebten Stübchen“ entwirft? Es liegt über dieſer leiſen Zeich-

nung ein ſo zarter Duft von ächter Empfindung, daß man das ſtörende Beiwerk vergißt und ſich angeſprochen fühlt wie von unbewußter Poeſie. Und iſt es endlich nicht ein ächt ſchwäbiſcher Zug, daß die Erregung des Gemüthes es iſt, welche die erſte, ſchüchterne Blume der Schönheit in dem ſonſt ſo ſpröden und nüchternen Knaben weckt?

Als Hegel ſein Tagebuch begann, dem die angeführten Zeilen entnommen ſind, war er inzwiſchen bereits (im Oktober 1784) in das obere Gymnaſium vorgerückt. Hier lagen die Verhältniſſe entſchieden günſtiger, wenigſtens nach der perſönlichen Seite. Abgeſehen von dem Rektor M. Tafinger (geb. 1728), der bereits dreißig Jahre dem Gymnaſium angehörte, und den auch Spittler ſchon zum Lehrer gehabt hatte, und von dem Senior collegii, dem vielſchreibenden und vielredenden Balthaſar Haug (geb. 1731), dem bekannten Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins und zahlloſer Schriften und Schriftchen, mit deren Titeln er in ſeinem „Gelehrten Wirtemberg" allein ſechs Seiten anfüllt, abgeſehen von dieſen beiden ältern Männern gehörten die Profeſſoren durchaus dem kräftigſten Lebensalter an: Prof. Heinrich David Cleß (geb. 1741), der frühere Prinzenlehrer in Treptow und Mömpelgart, der erſte Erzieher des Königs Friedrich, Schmidlin (geb. 1745), der im Gymnaſium vorzugsweiſe Geſchichte und Geographie docirte, Oſterdinger (geb. 1749) und Kielmann (geb. 1750), beide früher an der Karlsſchule angeſtellt, und Hopff (geb. 1747), der, ein geſchätzter Mathematiker, zugleich im Griechiſchen einen Ruf hatte, ſtanden alle damals in den dreißiger oder den erſten vierziger Jahren. Dazu kam noch der Lehrer des Franzöſiſchen, Prof. Morel (geb. 1739), ein Mömpelgarter, der, wie ſeine Kollegen

alle, das Tübinger Stift durchlaufen hatte und Prediger der französischen Gemeinde in Stuttgart war.

Leider aber, was man vor allem wünschen möchte, ward Hegel nicht zu Theil, eine wirklich hervorragende oder wenigstens in höherem Grade anregende Persönlichkeit unter seinen Lehrern zu finden, welche die tiefer liegenden Keime seiner Begabung rechtzeitig zu wecken und zu nähren gewußt hätte, etwa so wie es Abel und Drück,
81. auch der jüngere Nast, Schott, Moll und Andere auf den entsprechenden Stufen der Karlsschule waren. So findet Hegel allerdings eine würdige und durch und durch solide Vertretung der alten gediegenen Tradition des württembergischen Unterrichtswesens, aber er bleibt zunächst noch völlig in der Luft des Rationalismus vulgaris, und wir werden den Gewinn, den er dem obern Gymnasium dankt, wesentlich in der Uebung konsequenten Denkens und daneben in einer gründlichen Einführung in das zu suchen haben, was man damals unter dem klassischen Alterthum verstand.

Indeß auch dies nicht durchaus als unmittelbare Wirkung des Unterrichts. Denn leider finden wir auch im obern Gymnasium, so sehr es die Kluft zwischen sich und der untern Abtheilung hervorzukehren gewohnt war, sehr erhebliche Gebrechen offen zu Tage liegend, und eben der „akademische" Charakter, den die Professoren möglichst zu erhalten und zu steigern liebten, muß als hauptsächliche Quelle derselben betrachtet werden.

Allerdings hatte die Betonung desselben den Vortheil, nicht nur den Professoren selbst in ihrer persönlichen Stellung, sondern auch der Anstalt als solcher ein höheres Ansehen in den Anschauungen des Publikums zu verleihen,

wie ſie denn vor Errichtung der Karlsſchule der Stolz der Stuttgarter und der Gegenſtand ihrer beſondern Vorliebe war. Aber dieſem Gewinn ſtanden große pädagogiſche Mißſtände gegenüber.

Die Profeſſoren waren gegen ihren für damals anſehnlichen Gehalt nur zu ſieben Stunden wöchentlich verpflichtet; ſo „laſen“ ſie denn täglich eine Stunde, ein Privilegium, deſſen Aufhebung im Jahr 1794 von ihnen als ein ſtarker Eingriff in die „fundationsmäßigen Rechte“ empfunden wurde; ſie hielten aber daneben noch collegia privata und hauptſächlich privatissima, und ſcheinen den Schwerpunkt des Unterrichts in dieſe verlegt zu haben.

Die Herzogliche Studienkommiſſion in ihrem Gutachten vom 22. Oktober 1794 tadelt dieſe Einrichtung zunächſt deßhalb, weil ſie die jungen Leute ſo viel koſte. Zwar die (26) horae ordinariae waren unentgeltlich, aber ſie genügten auch nicht; die collegia privata wurden mit einer Dukate honorirt („welches Soſtrum und Minerval zwar, wie der Rektor verſichert, dem Dürftigen jedesmalen gutwillig zurückgegeben wird“) und die privatissima werden ſehr theuer gefunden.

Viel bedenklicher aber war die zweckwidrige Zerreißung des Lehrſtoffs, und die mangelhafte Vertretung der Hauptfächer in den öffentlichen Unterrichtsſtunden, und da nun überdies die Profeſſoren, ſoweit ſie nicht für Specialfächer angeſtellt waren, das alte Vorrecht hatten, jedes Jahr nach Maßgabe des Dienſtalters die ihnen convenirenden Fächer ſich auszuwählen und innerhalb derſelben den Gegenſtand mit ſeiner Begränzung, die Autoren u. ſ. w. (wie auch die Lehrbücher) frei zu beſtimmen, ſo ergab ſich daraus ein Lehrplan, der die ſeltſamſte Muſterkarte darſtellte.

Der Plan vom Sommer 1794 — der allerdings ſchon deßhalb, weil mittlerweile Haug und Oſterdinger durch Hauſer und den jüngern Naſt erſetzt worden waren, nicht unmittelbar für Hegels Zeit benützt werden kann, aber doch in den Hauptpunkten ſicher wenig von deſſen Lehrplan abwich — enthält für die ſechste Klaſſe: Latein 9 Stunden in nicht weniger als 8 Fächern, nämlich Hebdomadar 1 Stunde, Extemporale 1, Livius 1, Ovid 1, Horaz („die ſchönſten und zugleich ſittlichſten Oden") 1, Cicero's dialogi 1, Cicero's Briefe 2, Römiſche Antiquitäten 1 Stunde; ferner Griechiſch: Herodian 1, Graecum sacrum (für Theologen) 1; ſodann Hebräiſch (für Theologen) 3, Rhetorik 2, Logik 1, Historia sacra 1, Univerſalgeſchichte 2, Geographie 2, Mathesis pura 2, Phyſik 1 Stunde, dazu noch 1 Stunde „gymnaſtiſchen Gottesdienſt", d. h. Katecheſe, alſo zuſammen 19 Fächer in 26 Wochenſtunden!

Ganz ähnlich in Cl. VII: Hebdomadar und Extemporale je 1, Chrestomathia Pliniana 1, Cicero de officiis 2, orationes selectae 3, Livius 1, Virgil 1 St., alſo Latein 7 Fächer in 10 Stunden; ſodann Chrestomathia Graeca Gesneriana und Graecum sacrum je 1 St.; Hebräiſch wieder 3 St.; Dogmatik 1, Moral 2, Metaphyſik 1, Historia specialis 2, Geographie 1, Mathesis applicata 2, Phyſik 1 Stunde, und wieder 1 Stunde Gottesdienſt; alſo 26 Stunden in 18 Fächern, wozu dann noch als fakultativ das Franzöſiſche in 4 Nachmittagsſtunden von 1—2 kam.

Es braucht wohl keiner ausdrücklichen Hinweiſung auf die augenſcheinlichen Mängel dieſes Lehrplans, die weitgehende Zerſplitterung des Stoffs in Einzelfächer, die

unglaublich dürftige Heranziehung des Griechiſchen, das, noch unter der alten Vernachläßigung leidend, faſt ganz den beſon-
10. ders honorirten Nebenſtunden überlaſſen blieb, das Fehlen des deutſchen Unterrichts, den in ſeinen Hauptaufgaben die Rhetorik mit ihren „Declamationen," d. h. Redeübungen nicht erſetzen konnte, der naturgeſchichtlichen Fächer u. ſ. w.

Ueberraſchend aber mag es immerhin für Manchen ſein, wie wenig die herkömmliche Anſicht von der früheren Alleinherrſchaft des Unterrichts in den klaſſiſchen Sprachen durch die damaligen Zuſtände des obern Gymnaſiums in Stuttgart beſtätigt wird. Laſſen wir die nur für Theologen beſtimmten Fächer bei Seite und rechnen wir andererſeits das Franzöſiſche mit, ſo finden wir die Zahl der Stunden für das Lateiniſche und Griechiſche zuſammen heute nicht nur abſolut größer als damals, ſondern auch im Verhältniß zur Geſammtzahl der Wochenſtunden gleich oder vielmehr ſtärker angeſetzt, wobei noch überdies in die Augen ſpringt, wie ſehr viel weiter heutzutage der Umblick im Geſammtgebiet des klaſſiſchen Alterthums durch die ſtärkere Betreibung des Griechiſchen geworden iſt.

Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn wir das Latein für ſich betrachten, das damals, ob auch unter allzuviele Schriftſteller gleichzeitig vertheilt, doch mit dem geſammelten Gewicht einer weſentlich gleichartigen Maſſe den andern Fächern in ihrer unwirkſamen Vereinzelung gegenüberſtand, und ſich ſo als der ſolide Kern des ganzen Syſtems, als die feſte Grundlage für jenes immorari et innutriri erwies, das die erſte Bedingung eines organiſchen Wachsthums im geiſtigen Leben iſt.

Hier alſo, in der ſtark überwiegenden Bedeutung des Lateiniſchen, hatte der auch damals ſchon vielgetheilte und

nach mannigfaltigen Richtungen auseinandergezogene Unterricht seinen geschlossenen Mittelpunkt von lebendiger Triebkraft, und indem nun von hier aus zugleich die Selbstthätigkeit der Schüler am kräftigsten erregt wurde, werden wir nicht länger nach der Erklärung des sonst unverständlichen Räthsels zu suchen brauchen, wie es einem so offenkundig mangelhaften System dennoch gelingen konnte, Persönlichkeiten von so gediegener Kraft der Intelligenz, geistige Kernnaturen im vollsten Sinne des Wortes heranzuziehen.

Ja, wenn wir von hier aus auf unsern Hegel hinüberblicken, so fühlen wir alsbald, wie gerade die lateinische Sprache mit ihrer logischen Durchbildung, mit der lapidarischen Bestimmtheit ihrer Regeln, welche, wie er selbst sagt, „den Sinn des Gehorsams, des rechtlichen Verfahrens“ (vgl. Thaulow a. a. O. III, 241) nährt und zu fortgesetztem Subsumiren des Besondern unter das Allgemeine nöthigt, seinem Naturell entsprach und geeignet war, seiner geistigen Struktur jene breite Unterlage substantieller Tüchtigkeit zu geben, auf der die früh befestigte Sicherheit seiner innern Anschauungswelt beruhte.

Betrachten wir nun ihn selbst in dieser wichtigen Periode seines Lebens, über die wir durch so schätzbare Selbstbekenntnisse unterrichtet sind.

Am 26. Juni 1785 beginnt er ein Tagebuch,[1] das, Anfangs deutsch geschrieben, nach einem Monat exercendi styli et roboris acquirendi causa ins Lateinische übergeht, aber manchmal deficiente alia quadam materia

[1] Mitgetheilt von Rosenkranz in den „Urkunden“ zu seinem Leben Hegels S. 431–448, und von Thaulow, Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht, Band 3, S. 14–33.

ſich begnügt, eine Partie aus der römiſchen Geſchichte, der Mythologie, auch wohl ſonſt einen Gegenſtand des Unterrichts oder des Privatſtudiums im Stil dieſes oder jenes Römers darzuſtellen. Am Ende des Semeſters durch übermäßige Anſtrengung erkrankt, nimmt er ſein Diarium am 9. December wieder auf, ohne zu der früheren Regelmäßigkeit zurückzukehren, und vom März 1786 an finden ſich nur noch einzelne reflektirende Beſprechungen von Fragen allgemeiner Art, meiſt aus den Vorſtellungskreiſen der Aufklärung. Ein neuer Anlauf am 1. Januar 1787 hält wieder nur eine Woche an, gibt aber intereſſante deutſch geſchriebene Mittheilungen über ſein damaliges Leben und Treiben.

Es iſt die Periode der Tagebücher. Zergliedernde Selbſtbeobachtung iſt ja damals faſt epidemiſch. Aber wie verſchieden iſt dieſes Tagebuch des biedern Gymnaſiſten von allem, was wir ſonſt in dieſer Art aus jener Periode kennen, wie grundverſchieden vollends von jenen Tagebüchern, die in denſelben Klaſſen des Stuttgarter Gymnaſiums ein Menſchenalter ſpäter der unglückliche Waiblinger geſchrieben hat[1]: hier die reinſte Selbſtbeſpieglung des bewußten Genies, das, titaniſch erregt, im fortgeſetzten Hinblick auf Mit- und Nachwelt ſeine Gefühle und Erlebniſſe niederſchreibt, und dort die ſchlicht naiven Auslaſſungen eines großartig ehrlichen und anſpruchsloſen jungen Menſchen, der ohne die entfernteſte Ahnung, daß er einmal für Andere ein Gegenſtand des Studiums werden könnte, nur zur Stilübung oder um ſich ſelbſt über ſein Streben Rechenſchaft zu geben, mühſam den Stoff zuſammenſuchend, die Blätter des Buches füllt!

[1] Acht ſorgfältig geſchriebene Bände, Manuſcript. Auszüge daraus in Waiblingers geſammelten Werken von H. v. Canitz. Hamburg 1840. Band IV.

Ein Blick in dieſe Aufzeichnungen genügt, um uns den Fünfzehnjährigen ganz in den Bahnen der verſtandesmäßigen Zeitrichtung begriffen zu zeigen. Da ſind die Lieblingsſtücke der Aufklärung alle beiſammen, das moraliſirende Raiſonnement, die Toleranzpredigten, die Verachtung des Aberglaubens, wie namentlich an jener vielcitirten Stelle der triumphirende Hohn, als die Stuttgarter — „ſogar, pudendum dictu, Leute, von denen man mehr Aufklärung erwartet und die in öffentlichen Aemtern ſtehen“ — in einer Sommernacht das „Muthes Heer oder muthige Heer“ zu ſehen und zu hören glaubten und es ſich dann herausſtellte, „daß es — o Schande, Schande! — Kutſchen waren,“ welche von einer vor der Stadt am Berg gelegenen Geſandtenwohnung nach Hauſe fuhren. „Das alſo, ruft der jugendliche Freigeiſt aus, war dieſes muthige Heer! Ha, ha, ha! O tempora, o mores! Geſchehen anno 1785! O, o!“ (Roſenkranz S. 435).

Und wie bezeichnend wiederum iſt jene in reizend pueriler Nachbildung des ciceronianiſchen Stils gehaltene Partie aus dem Entwurf zu einer Rede über die Geſelligkeit (Roſenkranz S. 443): „Venio jam ad consuetudinem sexus sequioris, quo quidem scopulo multi et praeclarissimi animo misere perierunt. Quid ergo faciendum? Abstinendum omni plane cum illis commercio? Nati sumus, ut dixi, ea lege, qui commercium et consuetudinem hominum colamus. At feminae non sunt homines? Quis hoc contendet? Utendum igitur est illis. Sed quaeritur, quae et quantae calamitates consequantur. Caret consuetudo illa omnibus commodis? Absit. Immo, si recte utaris, maxima tibi offeret. Qui enim, quod sane quisque vestrum et volet et velit,

hos inter homines, qui nunc globum tuentur, fortunatus cupit esse, eum abjicere necesse est, ut ita dicam, Schlacken, quod nusquam melius et diligentius fieri poterit, quam in societate illarum. Habent enim laudisque infamiaeque monopolium!“

Wer ſieht ihn nicht vor ſich, den hochverſtändigen Herrn auditor Gymnasii, in dieſer köſtlich zopfigen Variation des: „Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt u. ſ. w.“, zumal wenn er bald darauf bei Gelegenheit eines Hofkoncerts, in dem er ein paar gute Freunde trifft, bemerkt: „Das Anſchauen ſchöner Mädchen trug zu unſerer Unterhaltung auch nicht wenig bei.“

Aber faſt noch charakteriſtiſcher werden dieſe Aufzeichnungen durch das, was ſie nicht enthalten: da iſt nun auch nicht eine Silbe von der Natur, der Landſchaft, dem Frühling und ſeinen Reizen, von Waldesluft und Wanderluſt und Anderm dieſer Art, was ſonſt ein junges Herz bewegt, höchſtens noch dies und das über Phyſik oder Aſtronomie: gewiß bei ihm mit eine Folge des Mangels an naturgeſchichtlichem Unterricht, aber wahrhaftig doch vor allem bezeichnend für die Anlage des Mannes, der es auch im voll entwickelten philoſophiſchen Syſtem zu keiner Realität der Natur zu bringen vermochte. Und weiter, keine Silbe über Klopſtock, deſſen Oden er freilich zwei Jahr ſpäter ſich zum großen Theil abſchreibt, über Wieland, Herder, Goethe, über irgend einen der Dichter, die überall damals die Geiſter erregen; Schubart, der gefeſſelte Titan, der Heros der freiheitsliebenden Jugend, ſchmachtet noch auf dem nahen Asberg, man hofft auf ſeine nahe Befreiung; Schiller, der große Landsmann, der kühne Flüchtling, für den die Herzen der Karlsſchüler

glühen, ſteigt mehr und mehr zum Liebling der Nation empor — umſonſt ſucht man auch nur nach ihren Namen. Eine kühle Verſtändigkeit, eine trockene Nüchternheit, die in ſolchem Maß etwas wirklich Erſchreckendes bei einem jungen Menſchen hat, dehnt ſich, einer dürren Sandwüſte gleich, in endloſer Proſa durch dieſe Blätter hin, und die hochweiſen Bemerkungen über die gleichgiltigſten Vorgänge im Alltagsleben werden nur dadurch genießbar, weil ſie ſich ſo ſchlechthin naiv und einem grundbraven Gemüth entſprungen anfühlen.

Aber ein Zug allerdings, von Größerem, was dereinſt noch kommen ſoll, leiſe Kunde gebend, geht durch dieſe ſchülerhaften Verſuche hindurch, ein Erfaſſen des ſubſtantiellen Inhalts, ein Anſchauen des Gegenſtandes in der Totalität ſeiner Erſcheinung: das Gegebene iſt das Objektive, die gedrungene Maſſe, die das räſonnirende Denken zu umklammern, in deren Fugen es mit ſondernden Organen einzudringen bemüht iſt, um es in ſeiner Gliederung als Ganzes zu erfaſſen und in ſeinem innern Weſen zu begreifen. Nirgends jenes Spiel des Geiſtes, dem ſich die Jugend ſonſt ſo gerne überläßt, die Gedankenbilder wie luſtige Sommerfäden, wie bunte Seifenblaſen durch die blaue Luft ſchweben zu laſſen: überall bei ihm iſt das Gegebene der wirklichen Verhältniſſe, im Staat, in der Geſchichte, in Sitten und Anſchauungen und Aehnlichem das materielle Subſtrat, an dem ſich ſein Denken verſucht, ohne je ſich völlig von ihm abzulöſen. Man ſieht aufs Neue, wie langſam, wie ſchrittweiſe, wie ſtetig fortſchreitend dieſe behutſame Schwabennatur ſich entwickelt, und zunächſt noch immer in den bisher feſtgehaltenen Bahnen.

Noch viel entſchiedener wird ſich uns dieſe Beobachtung beſtätigen, wenn wir Hegel in dem Hauptſtück ſeines Privatſtudiums betrachten, in dem excerpirenden Leſen. Roſenkranz ſagt darüber (S. 12): „Bei ſeiner Lektüre ging er folgendermaßen zu Werke. Alles, was ihm bemerkenswerth ſchien — und was ſchien es ihm nicht! — ſchrieb er auf ein einzelnes Blatt, welches er oberhalb mit der allgemeinen Rubrik bezeichnete, unter welche der beſondere Inhalt ſubſumirt werden mußte. In die Mitte des oberen Randes ſchrieb er dann mit großen Buchſtaben, nicht ſelten mit Frakturſchrift, das Stichwort des Artikels. Dieſe Blätter ſelbſt ordnete er für ſich wieder nach dem Alphabet und war mittelſt dieſer einfachen Vorrichtung im Stande, ſeine Excerpte jeden Augenblick zu benützen. Bei allem Umherziehen hat er dieſe Incunabeln ſeiner Bildung immer aufbewahrt. Sie liegen theils in Mappen, theils in Schiebſutteralen, denen auf dem Rücken eine orientirende Etikette aufgeklebt iſt.“

Solche Rubriken ſind „Philologie und Literaturgeſchichte,“ wo, wie Roſenkranz verſichert, faſt alle antike Schriftſteller nach Leben und Werken (ſammt Ausgaben) behandelt ſind; „Aeſthetik,“ wo das Gleiche für die modernen Lieblingsſchriftſteller der Aufklärung geſchieht und zugleich die Gattungen der Poeſie, aber nicht nach Leſſingſchen Grundſätzen, ſondern nach dem von Leſſing ſo übel mitgenommenen Duſch beſprochen ſind, „Erfahrungen und Phyſiognomik,“ „Arithmetik, Geometrie und angewandte Mathematik,“ „Philoſophiſche Geſchichte,“ „Natürliche Theologie“ u. ſ. w.

Thaulow hat (Vorrede zum dritten Band S. VI.) „das Glück gehabt, Oſtern 1854, in der Nachleſe der Hegelſchen

Manuſkripte ein von ihm ſelbſt geordnetes, in ein Schiebfutteral zuſammengelegtes Konvolut von Manuſkripten zu finden aus ſeiner Gymnaſialzeit von 1784 bis zum Jahr 1788, welches Excerpte über Pädagogik, Didaktik, Methodik, Pſychologie enthält, wo, bei jedem Excerpte, wie Hegel das ſein ganzes Leben hindurch that, neben Angabe des Titels des Werkes, Jahreszahl und Datum, an welchem er excerpirte, genau bezeichnet ſind." „Der Titel dieſes Schiebfutterals iſt leider ganz verwiſcht und nicht mehr zu entziffern, es leidet aber keinen Zweifel, daß er gelautet hat: Zur Pädagogik."

Den ganzen Inhalt dieſes Konvoluts nun hat Thaulow in dieſem dritten Bande auf mehr als hundert Seiten (S. 33—144) zum wörtlichen Abdruck gebracht. Es ſind im Ganzen dreißig Excerpte von verſchiedener, zum Theil ſehr beträchtlicher Ausdehnung, und einer großen Zahl von Werken entnommen, die aber, einige Citate aus alten Klaſſikern abgerechnet, faſt ausnahmslos jener bekannten Gruppe von Stimmführern der Aufklärung angehören, welche von den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an durch Populariſirung ihres aus Wolff und Locke gemiſchten Eklekticismus die Hauptbegründer der platt rationaliſtiſchen Zeitrichtung wurden.

Da ſind vor allem ihre beiden Hauptorgane, die „Neue allgemeine Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte" (ſeit 1765) und die Bieſter'ſche „Berliniſche Monatsſchrift" (1783—96) in umfangreicher Weiſe benützt, da iſt Moſes Mendelsſohn, Nicolai mit ſeinem Reiſewerk, Sulzer mit ſeinem „Kurzen Begriff der Gelehrſamkeit," da iſt Garve, der Göttinger Feder mit ſeinem „Neuen Emil," Duſch mit ſeinen „Briefen zur Bildung des

Geſchmacks," Eberhard, Käſtner, Johann Georg Zimmermann, Campe, Zöllner — es fehlt kaum einer aus der Sippſchaft, gegen welche ein Jahrzehnt ſpäter die Olympier von Weimar und Jena ihre Xenienpfeile verſandt und vor allem die Romantiker ihren Vernichtungsfeldzug unternommen haben.

Sehen wir näher zu, ſo ergibt ſich, daß der jugendliche Wiſſenseifer ſehr Vieles, Deduktionen zum Theil von außerordentlicher Ausdehnung, wortgetreu abſchreibt, wie das, nach der Verſicherung von Roſenkranz (S. 15), ſein Leben lang Hegels Gewohnheit blieb, daß er aber auch da, wo er, nicht ohne überraſchende Züge von geübter und reifer Denkkraft[1], ausſcheidend, verkürzend zu Werke geht, oft weitausgeführte Gedankenreihen in gedrungene Sätze zuſammenzieht, die dialogiſche Form in die abhandelnde auflöst u. ſ. w., doch ſich nie mit bloß ſkizzirender Andeutung der Kardinalpunkte begnügt, ſondern immer auf Totalität auch in formeller Beziehung ausgeht. Und auch bei jenen Partieen fehlt es nicht an Beweiſen, daß das Abſchreiben nicht ein todtes war, um, was Andere gedacht, ſchwarz auf weiß bei ſich zu tragen, ſondern daß ſeine Thätigkeit dabei ein wirkliches Nachdenken des Originals war.

Was aber die Hauptſache iſt, nie, geradezu niemals miſcht er eine eigene Bemerkung, einen irgendwie ſubjektiven

[1] Wenn übrigens Thaulow Bd. 3, S. 34 Anm. den von Hegel in einer ſolchen Verkürzung ſeines Originals gebrauchten Ausdruck „Beſtimmungswiſſenſchaften" als „ebenſo richtig wie ganz ſelbſtſchöpferiſch von ihm gebildet" hervorhebt, ſo mag die beiläufige Bemerkung geſtattet ſein, daß ihm, was Thaulow nicht wiſſen konnte, dieſe Bezeichnung von der Karlsſchule her geläufig war, wo diejenigen Klaſſen, welche bereits für einen ſpeciellen Beruf vorgebildet wurden, officiell als „Beſtimmungsabtheilungen" den jüngeren „philoſophiſchen" und „philologiſchen Abtheilungen" gegenübergeſtellt und ſo auch ihre Fächer „Beſtimmungswiſſenſchaften" genannt wurden.

Zuſatz bei: man fühlt das principielle Beſtreben, die Anſicht des Andern in ihrer reinen Objektivität ſich gegenüber zu ſtellen, wie denn auch ſpäter bei ihm Darſtellung des fremden Standpunkts und Kritik deſſelben durchaus getrennte Funktionen blieben.

Es iſt von Intereſſe, Hegel ſelbſt auf der Höhe ſeiner Entwicklung über dieſe Methode des Studiums ſich ausſprechen zu hören. In ſeinen Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie (Werke, Bd. XIII, S. 230) redet er bei der Darſtellung der pythagoreiſchen Lehrweiſe von der Echemythie, welche die Exoteriker fünf Jahre lang zu bewahren hatten und bemerkt hier: Dieſe Pflicht des Stillſchweigens, „kann man überhaupt ſagen, iſt eine weſentliche Bedingung für jede Bildung und jedes Lernen. Man muß damit anfangen, Gedanken Anderer auffaſſen zu können. Es iſt dies ein Verzichtleiſten auf eigene Vorſtellungen, und dies iſt überhaupt die Bedingung zum Lernen, zum Studiren. Man pflegt zu ſagen, daß der Verſtand durch Fragen, Einwendungen und Antworten u. ſ. f. ausgebildet werde; in der That wird er aber hiedurch nicht gebildet, ſondern äußerlich gemacht. Die Innerlichkeit des Menſchen wird in der Bildung erworben und erweitert dadurch, daß er an ſich hält. Durch das Schweigen wird er nicht ärmer an Gedanken, an Lebhaftigkeit des Geiſtes. Er erlernt dadurch vielmehr die Fähigkeit aufzufaſſen, und erwirbt die Einſicht, daß ſeine Einfälle und Einwendungen nichts taugen; und ſo gewöhnt er ſich ab ſie zu haben."

Bedenkt man nun, daß dieſe von Thaulow mitgetheilten Excerpte nur einen mäßigen Bruchtheil deſſen darſtellen, was Hegel in ſeiner Gymnaſialzeit in ähnlicher Weiſe ſich

zu eigen gemacht hat, und erwägt man, welche Ausdauer, welche Beharrlichkeit der innern Antheilnahme bei einem jungen Menschen dazu erfordert wird, ganze Bände von abstrakten Untersuchungen, wenn auch freilich in popularisirender Darstellung, durchzustudiren und auszuziehen, so wird man allerdings nicht umhin können, den beispiellosen Fleiß zu bewundern, der es in so jungen Jahren auf nichts Geringeres abgesehen zu haben scheint, als sich ein Repertorium, ein sorgsam geordnetes Inventarium über den gesammten Wissensbestand seiner Zeit anzulegen, als bedeutungsvolles Vorstudium für jenes universale System, das, wie er selbst von Aristoteles sagt (Werke, XIV, 298), „die ganze Masse des realen Universums in ihrem Reichthum und ihrer Zerstreuung dem Begriff zu unterjochen" bestimmt ist.

Man wird überdies die großartige Selbstentäußerung dieser jugendlichen Intelligenz im höchsten Grad bezeichnend finden, welche, um von jeder Willkür der subjektiven Meinung oder Voreingenommenheit frei zu werden, sich mit gewaltiger Konsequenz in die Zucht eines fremden Denkens begibt, ganz wie wir von dem späteren Hegel so oft den Grundsatz vernehmen, daß auch das Wissen und Denken so gut wie das Wollen mit dem Gehorchen zu beginnen habe.

Aber man kann sich auf der andern Seite doch einer schmerzlichen Bewegung nicht erwehren, wenn man diesen Bienenfleiß auf dem Felde seiner späteren Erfolge so einzig und ausschließlich gerade dieſen Stoffen zugewendet und eben damit in einem Thun vergeudet sieht, das eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Studium des Famulus Wagner hat. Es ist doch im Grund ein trübes Bild,

wie der begabte Jüngling in den ſchönſten Jahren, die dem Menſchen gegönnt ſind, Tag um Tag „in ſein Muſeum gebannt“ hinter dem Pulte ſitzt und, ſtatt am friſchen Athem der Natur oder im geiſtigen Frühlingshauch der herrlich erblühenden Dichtung ſeines Volkes die reichen Lebenskeime ſeines Innern zu entfalten, vielmehr die duftlos dürren Blumen einer ſeichten Verſtandesphiloſophie in ſein Herbarium einlegt.

Denn gewiß, wer irgend ſich die Mühe nimmt, dieſe rieſig aufgeſpeicherte Excerptenmaſſe zu durchleſen, wird von der matten Dürftigkeit dieſer äſthetiſchen Urtheile, der kahlen und ſchalen Unlebendigkeit dieſes populären Philoſophirens einen wahrhaft troſtlos öden Eindruck gewinnen, wie denn dieſen Charakter der Aufklärungsliteratur Hegel ſelbſt in ſeiner ſpätern Zeit ſo entſchieden wie kaum ein Anderer hervorgehoben hat (z. B. in den Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie, Werke XV, 350 f.).

Nun mag man ja ſagen, daß Hegel eben deßhalb dieſe Miſère von damals habe innerlich durchleben müſſen, um ſich hernach deſto beſtimmter von ihr abzukehren. Wohl, aber Jugendeindrücke, mit ſo beharrlicher Energie gepflegt, werden nicht ohne Weiteres wieder abgeſtreift und ausgeworfen, und ſo ganz ohne ein Moment der Wahrheit iſt doch das bekannte Wort von Schelling nicht, daß Hegel, indem er an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logiſchen Begriff geſetzt, im Grunde den Geiſt der Aufklärungszeit ſyſtematiſirt habe.

Wie anders, muß man immer wieder denken, wie anders müßte ſein Geiſt die jugendlichen Schwingen geregt haben, wie anders müßte auch in ſeiner ſpätern Geſammterſcheinung ſo Manches geworden ſein, wenn einer

ſeiner Lehrer ihn ſtatt an dieſe Garve, dieſe Duſch und Feder und wie ſie alle heißen, an Winckelmann und Leſſing gewieſen, oder wenn Goethe's Schriften mit ihrem kühnen Wurf, mit der jugendlichen Friſche ihrer ahnungsvollen Gedankenwelt, wenn vor allem Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit," deren ſchönſte Bücher eben in jenen Jahren (1784, 1785) erſchienen, mit ihrem großartig tiefſinnigen Weltbilde die divinatoriſchen Kräfte auf dem Grunde ſeiner Seele ſchon damals entbunden hätten, wenn überhaupt das keimende Geiſtesleben des Jünglings in lebendiger Berührung mit dem aufſteigenden Geiſte ſeiner Nation vorwärts geſchritten wäre! Einen erquickenden Luftzug, einen vollen Lebensſtrom möchte man in das ermüdende Gleichmaß ſeiner Tage von damals geleitet ſehen, daß er jung würde und der verborgenen Triebkraft ſeiner Seele ſich bewußt mit dem ſchönen Feuer der Jugend ſeiner großen Beſtimmung entgegenginge.

Ueberblicken wir denn von dieſem Punkte aus noch einmal die durchlaufene Bahn: geboren in einer Zeit, die, zumal in ſeinem Heimatland, noch faſt durchaus von der verſtandesmäßigen Aufklärung beherrſcht iſt, der Sprößling eines Geſchlechts, in dem ſich die Grundſätze einer ehrenhaft tüchtigen, aber geiſtig engen Lebensführung von Generation zu Generation vererbt haben, aufgewachſen in der ſtrengen Zucht eines altbürgerlichen Haushalts, gebildet in einer Anſtalt, welche auf die alte Methode begründet, dem andringenden Geiſt einer neuen Literatur ſich verſchließt, durch den Gang der eigenen Studien auf Ausbreitung des Wiſſens und Uebung des konſequenten Denkens gerichtet, durch kein bedeutendes Ereigniß im

perſönlichen oder öffentlichen Leben in höherem Maße erregt — ſo ſtellt unter dem zuſammenwirkenden Einfluß dieſer Momente Hegel eine gewiß achtungswerthe, aber wenig anziehende Erſcheinung dar, von faſt philiſterhafter Nüchternheit und Kühle. Er ſcheint auf dem Wege, ſelbſt ein Bannerträger der Aufklärung zu werden.

Aber wir fühlen doch ſchon hier, daß dies nicht ſein ganzes Weſen iſt: der gründliche Ernſt, mit dem er alles behandelt, was er anfaßt, das tüchtige Streben in die Tiefe, die ſtrenge Enthaltung von allem Vordrängen der Individualität, die großartige Objektivität des Erkennens überhaupt erſcheinen uns ebenſo ſehr als bezeichnende Gegenſätze zu der Durchſchnittsweiſe der oberflächlichen Zeitrichtung, wie wir bedeutende Stücke einer ungewöhnlichen Ausrüſtung und zugleich ächte Erbſtücke der ſchwäbiſchen Natur darin erkennen. Wir ahnen in der dunkeln Tiefe ſeiner ſtillen Seele elementare Kräfte des Gemüths, der innern Anſchauung, ſelbſt — bis zu einem gewiſſen Grade — der Phantaſie, welche beſtimmt ſind, dieſe ſchwäbiſch langſam ſich erſchließende Natur mit der Zeit hoch über ihre jetzige Erſcheinung hinauszuführen. Aber wo im Umkreis ſeiner Studien, die ja allein für ihn Intereſſe haben, iſt die löſende Kraft zu ſuchen, wo iſt der Zauberſtab, der an dieſen ſtarren Felſen ſchlage, den lange verhaltenen Quell zu befreien?

Wir glauben uns nicht zu täuſchen, wenn wir dieſe entſcheidende Wendung zur Entfaltung der freien Menſchlichkeit in ſeiner Beſchäftigung mit dem Griechiſchen finden.

Wir haben oben geſehen, daß im öffentlichen Unterricht das Griechiſche ſehr zurückgeſetzt war. Eine Stunde für das Neue Teſtament und eine Stunde für die proſane

Literatur in der Woche, das war Alles, was dem strebsamen Schüler des obern Gymnasiums während vier Jahren von der Anstalt geboten wurde. Aber wir erfahren nun auch, daß er dafür im Privatunterricht und Privatstudium das Griechische mit besonderer Vorliebe gepflegt hat. Noch jetzt finden sich dafür unter seinen Papieren zahlreiche Belege in Form von Präparationen und Uebersetzungen, nach seiner Gewohnheit stets mit dem betreffenden Datum bezeichnet. Die früheste griechische Schrift, die wir in dieser Weise nachweisen können (1786, vom 5. April an), ist, bezeichnend genug, das Encheiridion des Epiktet, ein Lieblingsbuch der Aufklärung, welche noch viel von der Verwandtschaft dieser Philosophie mit dem Christenthum zu sprechen liebte. Am 3. Juli 1786 beginnt er unbekannte Wörter aus den Kriegsliedern des Tyrtäos zu sammeln. Am 10. Juli eröffnet er die Präparation zur Ilias. Vom Winter 1786 bis in den September des folgenden Jahres beschäftigt ihn eine noch vorhandene Uebersetzung des Longinos vom Erhabenen, aus Anlaß eines Privatkollegs bei Professor Hopfs. Im Juni 1787 tritt Euripides in den Vordergrund, 1788 im Mai die Ethik des Aristoteles, und vom 29. Juli 1788 an, zum schönen Abschluß seiner Gymnasialzeit, wirft er sich auf Sophokles' Oedipus auf Kolonos, den er bekanntlich zusammen mit der Antigone zeitlebens hochgehalten und in seiner Aesthetik in einer wundervoll tiefdringenden Weise besprochen hat (Werke X, 3. S. 550 ff.).

Es fehlt nicht an Beweisen, daß diese Arbeiten nur einen Bruchtheil von dem bezeichnen, was Hegel in seiner Gymnasialzeit aus der griechischen Literatur kennen gelernt hat. So ist z. B. die Poetik des Aristoteles und der

Ajas des Sophokles in einer seiner Gymnasialreden (vom 7. August 1788. Rosenkranz S. 461) benützt, und die Noten Brunck's zu Sophokles liegen in einer vollständigen Abschrift unter seinen Papieren aus jener Zeit vor (Rosenkranz S. 13).

Scheint nun dies darauf hinzudeuten, daß ihn auch hiebei wesentlich ein gelehrt philologisches Interesse geleitet habe, und finden wir allerdings auch in der eben angeführten Rede „über einige charakteristische Unterschiede der alten Dichter“ (von den modernen) noch immer den kühl reflektirenden Ton einer begeisterungslosen Kritik, so ist doch andererseits eben hier ganz unverkennbar, daß, was er sagt, nicht bloßer Widerhall des Gehörten oder Gelesenen ist, sondern auf eigener Empfindung, auf innerer Anschauung, innerem Gehör beruht, daß ihm das Charakteristische des klassischen Alterthums bereits lebendig bewußt geworden ist. Dafür spricht auch die für jene Jahre bereits bezeugte Liebe zu der Antigone, welche wenigstens später etwas von der Wärme einer innigen Herzensneigung an sich hatte, und wie wäre es auch anders denkbar, daß er Hölderlin sofort auf der Universität hätte nahe treten und sich gerade auf diesem Gebiet mit dem begeisterten Griechenverehrer hätte verstehen können?

Gewiß hat Hegel schon bei der ersten Berührung mit der griechischen Literatur das Gefühl empfunden, dem er in seinen Schriften und Vorlesungen so oft in verschiedenen Wendungen Ausdruck gibt, daß bei dem Namen Griechenland dem gebildeten Menschen, insbesondere uns Deutschen, heimatlich zu Muthe werde (Werke XIII, 171 f. und sonst), und gewiß hat der Mann, dem wir das wunderschöne Wort verdanken: „das griechische Leben ist eine wahre Jünglings-

that: Achill, der poetiſche Jüngling, hat es eröffnet, und Alexander, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt“ (IX, 274), gewiß hat dieſer Mann frühe ſchon eine tiefe Empfindung von dem innern Geiſte der griechiſchen Welt gewonnen, die uns „den heitern Anblick der Jugendfriſche des geiſtigen Lebens bietet“ (XI, 273), wie er denn in ſeiner Philoſophie der Geſchichte das Griechenthum als „das Jünglingsalter der Menſchheit“ bezeichnet (IX, 131).

Und ſo iſt es gewiß auch dankbare Rückerinnerung an die Dienſte, welche ihm das Griechiſche für ſeine humane Ausbildung geleiſtet hatte, wenn er ſpäter bei jeder Gelegenheit den Bildungsgehalt der griechiſchen Literatur betont, ſo namentlich in der Rede, welche er, zum Rektor des neuorganiſirten Gymnaſiums in Nürnberg berufen, am Ende des erſten Schuljahrs 29. September 1809 gehalten hat, wo er utilitariſchen Angriffen gegenüber ausſpricht:

„Laſſen wir es gelten, daß (in der gelehrten Bildung) überhaupt vom Vortrefflichen auszugehen iſt, ſo hat für das höhere Studium die Literatur der Griechen vornehmlich — und dann die der Römer — die Grundlage zu ſein und zu bleiben. Die Vollendung und Herrlichkeit dieſer Meiſterwerke muß das geiſtige Bad, die profane Taufe ſein, welche der Seele den erſten und unverlierbaren Ton und Tinktur für Geſchmack und Wiſſenſchaft gebe. Und zu dieſer Einreihung iſt nicht eine allgemeine, äußere Bekanntſchaft mit den Alten hinreichend, ſondern wir müſſen uns ihnen in Koſt und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorſtellungen, ihre Sitten, ſelbſt, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzuſaugen und in dieſer Welt einheimiſch zu werden — der ſchönſten, die geweſen iſt. Wenn das erſte Paradies das Paradies der Menſchen-

natur war, ſo iſt dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menſchengeiſtes, der in ſeiner ſchönen Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit, wie die Braut aus ihrer Kammer, hervortritt. Die erſte wilde Pracht ſeines Aufgangs im Morgenlande iſt hier durch die Herrlichkeit der Form umſchrieben und zur Schönheit gemildert; er hat ſeine Tiefe nicht mehr in Verworrenheit, Trübſeligkeit oder Aufgeblaſenheit, ſondern ſie liegt in unbefangener Klarheit offen; ſeine Heiterkeit iſt nicht ein kindiſches Spielen, ſondern über die Wehmuth hergebreitet, welche die Härte des Schickſals kennt, aber durch ſie nicht aus der Freiheit über ſie und aus dem Maße getrieben wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich ſage, daß, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen."

Er fährt dann, die Wirkungen des Unterrichts in den klaſſiſchen Sprachen überhaupt ins Auge faſſend, ſo fort, und wir können uns nicht verſagen, auch dies noch anzuführen:

„In einem ſolchen Elemente nun, in dem wir uns einhauſen, geſchieht es nicht nur, daß alle Kräfte der Seele angeregt, entwickelt und geübt werden, ſondern dasſelbe iſt ein eigenthümlicher Stoff, durch welchen wir uns bereichern und unſere beſſere Subſtanz bereiten.

„Es iſt geſagt worden, daß die Geiſtesthätigkeit an jedem Stoff geübt werden könne, und als zweckmäßigſter Stoff erſchienen theils äußerlich nützliche, theils die ſinnlichen Gegenſtände, die dem jugendlichen oder kindlichen Alter am angemeſſenſten ſeien, indem ſie dem Kreiſe und der Art des Vorſtellens angehören, welche dieſes Alter ſchon an und für ſich ſelbſt habe.

„Wenn vielleicht, vielleicht auch nicht, das Formelle von der Materie, das Ueben ſelbſt von dem gegenſtändlichen Kreiſe, an dem es geſchehen ſoll, ſo trennbar und gleichgiltig dagegen ſein könnte, ſo iſt es jedoch um das Ueben allein nicht zu thun. Wie die Pflanze die Kräfte ihrer Reproduktion an Licht und Luft nicht nur übt, ſondern in dieſem Proceſſe zugleich ihre Nahrung einſaugt, ſo muß der Stoff, an dem ſich der Verſtand und das Vermögen überhaupt entwickelt und übt, zugleich eine Nahrung ſein. Nicht jener ſogenannte nützliche Stoff, nicht jene ſinnliche Materiatur, wie ſie unmittelbar in die Vorſtellungsweiſe des Kindes fällt: nur der geiſtige Inhalt, welcher Werth und Intereſſe in und für ſich ſelbſt hat, ſtärkt die Seele und verſchafft dieſen unabhängigen Halt, dieſe ſubſtantielle Innerlichkeit, welche die Mutter von Faſſung, von Beſonnenheit, von Gegenwart und Wachen des Geiſtes iſt; er erzeugt die an ihm großgezogene Seele zu einem Kern von ſelbſtändigem Werthe, von abſolutem Zweck, der erſt die Grundlage von Brauchbarkeit zu Allem ausmacht, und den es wichtig iſt in allen Ständen zu pflanzen. Haben wir nicht in neueren Zeiten ſogar Staaten ſelbſt, welche ſolchen innern Hintergrund in der Seele ihrer Angehörigen zu erhalten und auszubauen vernachläſſigten und verachteten, ſie auf die bloße Nützlichkeit und auf das Geiſtige nur als ein Mittel richteten, in Gefahren haltungslos daſtehen und in der Mitte ihrer vielen nützlichen Mittel zuſammenſtürzen ſehen?

„Den edelſten Nahrungsſtoff nun, und in der edelſten Form, die goldenen Aepfel in ſilbernen Schaalen, enthalten die Werke der Alten, und unvergleichbar mehr als jede andern Werke in irgend einer Zeit und Nation. Ich

brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfang keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewunderungswürdiges, Originelles, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt war."

Wir wußten nicht sachgemäßer, als mit diesen herrlich gedankenreichen Worten die Schilderung von Hegels Gymnasialzeit abzuschließen: denn es ist im Grunde sein eigenes Bild von damals, das der Redner hier zwanzig Jahre später zeichnet, nicht allerdings, wie es in der sinnlichen Erscheinung den damals Lebenden entgegentrat, wohl aber so, wie es unter der zufälligen Hülle, welche die hemmenden Einflüsse der Zeitrichtung und Umgebung darüber geworfen, in der ideellen Wirklichkeit, im Grunde seiner Seele sich darstellte.

Aber auch jenes reale Bild erscheint uns noch in einer freundlichen Weise in der Abgangsrede, die er im Herbst 1788 „über den Zustand der Künste und Wissenschaften unter den Türken" gehalten hat. Leider finden sich bei Rosenkranz (S. 19 ff.) nur die abschließenden Partieen der Rede mitgetheilt. Aber der Satz, in welchem der junge Redner den Uebergang von den türkischen Zuständen auf seine officielle Dankespflicht gegen Behörden und Lehrer macht, indem er seine Kommilitonen auffordert, an den schrecklichen Folgen, welche die Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung auf die Türken habe, das „hohe Glück zu erkennen, daß sie die Vorsehung in einem Staate geboren werden ließ, dessen Fürst" u. s. w. — dieser Satz

zeigt uns den ganzen Hegel von damals in der liebenswürdigen Naivetät seiner Ehrlichkeit, und wenn in der Schlußwendung der darauf folgenden langen Danksagung an die Lehrer: „die Segnungen aller Rechtschaffenen u. s. w. mögen Denenselben die Beschwerlichkeiten der zunehmenden Jahre versüßen und mit der frohesten Heiterkeit mögen Sie der Alles vergeltenden Ewigkeit entgegensehen," uns noch einmal die Hegel'sche Gravität im köstlichen Zopfgewande der Zeit erscheint, so erfreuen wir uns dafür im Vorausgehenden um so mehr an dem biedern Herzenston einer warm empfundenen Pietät und an dem gediegenen Gepräge einer sicher begründeten Bildung, und entlassen gewiß mit so aufrichtigen Wünschen, wie seine Lehrer von damals, den hoffnungsreichen Kandidaten vom Gymnasium illustre zur ehrwürdigen Eberhardo-Carolina.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

1775—1790.

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte.
Hölderlin.

Beim Fortgang von Hölderlin und Hegel zu dem dritten Genoſſen, zu Schelling, könnte man leicht verſucht ſein, ſich des Hegel'ſchen dialektiſchen Prozeſſes zu erinnern und, wäre es auch nur in freiem Spiel, das Verhältniß der drei Freunde nach der Formel von Theſis, Antitheſis und Syntheſis zu konſtruiren: hier reine Poeſie, dort reine Reflexion, und nun als höhere Einheit über den beiden die poetiſche Spekulation oder die intellektuelle Anſchauung, oder wie man ſonſt das Specifiſche Schellings bezeichnen möchte. Aber die gegenſeitigen Beziehungen lebensvoller Perſönlichkeiten pflegen ſich nicht der todten Formel zu fügen und gerade hier hat man doppelt auf der Hut zu ſein, um nicht von vornherein irgendwie in eine ſchiefe oder einſeitige Auffaſſung dieſer wunderbaren Schellingsnatur hinein zu gerathen, welche, wie ein kunſtvoll geſchliffener Edelſtein, je nachdem man ſie anfaßt, immer wieder in anderm Farbenſchimmer zu glänzen ſcheint.

Verſuchen wir es daher, ohne weitere Vorausnahme an der Hand des vorliegenden Materials[1] uns dieſe

[1] Am vollſtändigſten in „Aus Schellings Leben. In Briefen. Erſter Band 1775—1803. Leipzig S. Hirzel 1869." Herausgegeben von G. L. Plitt. Den

merkwürdige Erſcheinung auf genetiſchem Wege klar zu machen.

Wenn man die erſten Seiten der leider unvollendet gebliebenen Biographie Schellings von der Hand ſeines Sohnes überblickt, ſo öffnet ſich da in den Mittheilungen über die Familienbeziehungen von Vater und Mutter des Philoſophen der ſchwäbiſche Verwandtſchaftshimmel in einer faſt verwirrenden Fülle: es erſcheint da vor dem Geiſte des Leſers, wie einſt vor Goethe in den Erzählungen der Pfarrfamilie von Seſenheim, ein Schwarm von Vettern und Baſen, von Onkeln und Tanten, von Gevattern und „Dötinnen", daß dem Fremden faſt bange werden kann, während der Einheimiſche ſofort mit kundigem Blick erkennt, nicht nur daß wir uns hier durchaus in der reſpektabelſten geiſtlichen Geſellſchaft, ſondern recht eigentlich unter den regierenden Häuſern derſelben befinden.

Es iſt eine der beſonderſten Eigenthümlichkeiten Altwürttembergs und mag — zumal da ſie mit den ſtändiſchen Einrichtungen, dem Stolze des Landes, und mit der politiſchen Bedeutung der Kirche in Württemberg zuſammenhängt — ſpeciell unter die dem kleinen Herzogthum mit dem großen England gemeinſamen Züge gerechnet werden, daß einzelne Familien durch Generationen hindurch im Beſitz von höheren oder höchſten Kirchenſtellen ſich erhielten. Solche Aemter vereinigten mit einem ſtattlichen Einkommen und einer auch äußerlich anſehnlichen Erſcheinung im Leben zum Theil ein erhebliches Maß von politiſchem

Anfang bildet die von dem Sohn des Philoſophen, Dekan Fr. Schelling, begonnene Biographie, welche, durch den Tod deſſelben abgebrochen, wenigſtens die für unſern Zweck wichtigen Partien des Lebens vollſtändig enthält. Im Nachfolgenden als „Leben" citirt.

oder doch kirchlichem Einfluß, wie denn ein Stiftspropſt, ein Hofprediger, ein geiſtlicher Konſiſtorialrath, oder hinwiederum einer der vierzehn Prälaten des Landes, zumal wenn er im großen oder gar im engern landſtändiſchen Ausſchuß ſaß, eines Reſpekts im Lande genoß, den wir uns kaum groß genug vorſtellen können.

So ſammelte ſich denn in einer Anzahl von Geſchlechtern im Lauf der Zeiten mit einem ſpecifiſch theologiſchen Gepräge zugleich ein Schatz von Geſchäftserfahrung und weltmänniſcher Bildung an, der, zuſammen mit einem nicht geringen Selbſtgefühl und einer Willenskraft, die oft genug auch dem höchſten Willen gegenüber ſich mannhaft bewährte, einzelnen Familien einen ausgeprägten Typus von charakteriſtiſcher Beſtimmtheit gab.

Zu den Kreiſen dieſer geiſtlichen Ariſtokratie gehörten nun zwar die Schelling ſelbſt nicht unmittelbar[1], da ſie erſt mit dem Vater des Philoſophen in die summos gradus ecclesiae emporſtiegen, wohl aber die Rieger und Cleß, deren Blut unſer Schelling durch ſeine Mutter, eine Tochter des trefflichen Stuttgarter Stadtpfarrers Wilhelm Jeremias Jakob Cleß (geſtorben 1757), und Enkelin des hochgefeierten Stuttgarter Specialſuperintendenten Georg Konrad Rieger (geſtorben 1743)[2], in ſich vereinigte. War auf Cleß'ſcher Seite mehr der theoretiſche Trieb tief gründlicher wiſſenſchaftlicher Forſchung, namentlich auf geſchichtlichem Gebiet, Familientradition, ſo herrſchte bei dem energiſchen Geſchlechte der Rieger auf Grund einer ſcharfen Intelligenz das

[1] In Binder, Wirttembergs Kirchen- und Lehrämter ſind acht Schelling aufgeführt, welche von 1569 an als Pfarrer, Helfer und Präceptoren — Special war nur einer, Daniel, 1649—1677 in Blaubeuren — im Kirchendienſt ſtanden.

[2] Vgl. über ihn Römer, Kirchliche Geſchichte Württembergs. Stuttgart 1848. S. 448 f.

praktiſche Wirken und die Geltendmachung des Willens in einer Weiſe vor, welche zwar bei einzelnen Gliedern, wie bei dem Stiftsprediger Karl Heinrich (geboren 1726, geſtorben 1791), mit einer „feinſinnigen Zartheit“ gepaart, doppelt erſprießlich und fördernd war, bei andern aber einen geradezu ſchroff individuellen Ausdruck fand, wie bei dem freilich nicht berufsmäßig theologiſchen Philipp Friedrich, dem nur allzu bekannten Kommandanten von Hohenasperg, in dem ſich die Demuth des Orthodoxen mit dem unbeugſamen Starrſinn eines reſoluten Egoismus in ſeltſamer Miſchung begegnete.

Ein gewiſſes Maß von befeſtigtem Selbſtgefühl und von innerlicher Unabhängigkeit, wie ſie gewöhnlich aus kräftigen Famlientraditionen hervorgeht, werden wir demnach auch für unſern Schelling als Erbtheil von dieſer Seite her in Anſchlag bringen dürfen, und wenn ſich der Knabe im Kreiſe der nächſten Verwandtſchaft umſah, konnte er für derartige Stimmungen noch reichliche Nahrung finden: ſein Onkel Bardili, ebenfalls einem der „regierenden Geſchlechter“ angehörig, war Kloſterprofeſſor in Maulbronn geweſen und jetzt Special in Kirchheim unter Teck, ſein Onkel Heinrich David Cleß damals Profeſſor Gymnaſii in Stuttgart und als Lehrer Hegels uns bereits bekannt, nachher Prälat in Blaubeuren, ſein Großonkel Karl Heinrich Rieger Konſiſtorialrath und Stiftsprediger in Stuttgart, damals die einflußreichſte Stellung im ganzen württembergiſchen Klerus, ein zweiter Großonkel, Emanuel Rieger, gar nobilitirt, Geheimerrath und Ambaſſadeur in Paris, der dritte endlich, der ſchon beſprochene Philipp Friedrich Rieger, gleichfalls in den Adelſtand erhoben und der ganz beſondere Vertraute des Herzogs — man ſieht,

es war in der That die Ariſtokratie des durch und durch bürgerlichen altwürttembergiſchen Landes, in welche der kleine Schelling hineinzuwachſen beſtimmt war. So war ſchon der Grundſtoff und die umgebende Atmoſphäre weſentlich von anderer Art als bei Hegel, und ein vergleichender 65.
Blick auf beider Geſammterſcheinung im ſpäteren Leben zeigt, wie die früh gewonnenen Eindrücke in dieſer Beziehung nachgewirkt haben.

Schellings Eltern ſelbſt übrigens bieten uns durchaus das Bild der ſchlichten ſchwäbiſchen Tüchtigkeit dar. Von der Mutter freilich, Gottliebin Maria, geb. Cleß, möchte man in hohem Grade wünſchen mehr zu wiſſen. Der Biograph gibt uns, auf Späteres verweiſend, was uns nun leider vorenthalten geblieben iſt, nur Weniges: „ſie war eine Frau von bürgerlich einfachen, einnehmenden Sitten; ihre Figur war klein, ihr Geſicht von weißer Farbe und regelmäßigen Zügen. Der kleine Fritz war ihr Erſtgeborener und glich ihr am meiſten; er hatte auch die blauen Augen der Mutter, während ſeine Geſchwiſter alle die braunen des Vaters erbten.“

Damit ſtimmt, was wir aus Schellings Briefen an ſeine Eltern entnehmen, welche, meiſt mit dem Vater ſich berathend, mehr nur bei den häuslichen und wirthſchaftlichen Dingen, oder in Stellen gemüthlicher Herzlichkeit, die zum Theil humoriſtiſch gefärbt ſind, an das treu ſorgſame Mutterherz ſich wenden. Aber nur um ſo mehr bedauert man, daß uns der Enkel nicht aus den lebendigen Erinnerungen der Familie mehr Züge zu ihrem Bilde geboten hat, damit wir mit größerer Sicherheit erkennen könnten, wie viel von dem beſondern Weſen des Sohnes mütterliches Erbtheil war.

Der Vater, Joſeph Friedrich,[1] erſcheint ganz als der Typus des ſchwäbiſchen Gelehrten, nüchtern, ſolid, etwas ſchwer beweglich, mit tiefliegendem Gemüth; ſeine Welt iſt die Wiſſenſchaft, ſpeciell die Orientalia. Ganz in den altwürttembergiſchen Anſchauungen aufgewachſen, hat er ſpäter große Mühe, den raſchen und entſchloſſenen Flug ſeines Sohnes über die Gränzen des ſchwäbiſchen Gelehrtenthums hinaus zu begreifen und ſeine verwegene Mißachtung der heimiſchen Autoritäten und Traditionen durch ceremoniös verbindliche Epiſteln nach allen Richtungen hin ſo gut es ging zu entſchuldigen.

In ſeinen theologiſchen Ueberzeugungen ſtellte ſich der Vater zu jener achtungswerthen Schule ſchwäbiſcher Theologen, welche, beſonders auf Bengel'ſchem Grunde ſtehend, eine Art von lebendiger Mitte zwiſchen den die Zeit zertheilenden Richtungen durch Vereinigung ihrer geſunden Elemente inne zu halten ſtrebte: eben ſo fern von der gemüthloſen Starrheit der Orthodoxie und von der ſeichten Verſtändigkeit der Aufklärungsmänner, wie andererſeits von den myſtiſchen Excentricitäten der Herrenhuter und ſelbſt der Halliſchen Schule, mochten ſie im Uebrigen dieſer am nächſten ſtehen, während die Tüchtigkeit ihrer klaſſiſchen Studien und eine gewiſſe ſchwäbiſche Gediegenheit ſie vor der Haltloſigkeit bewahrte, die ſonſt wohl eklektiſchen Richtungen eigen iſt.

Geboren iſt unſer Friedrich Wilhelm Joſeph am 27. Januar 1775 in Leonberg, wo der Vater — damals 38 Jahre alt — Helfer war. Uebrigens hat das Städtchen,

[1] Geboren in Unterweiſſach 13. Auguſt 1737, Repetent 1766—71, Diaconus in Leonberg 1771, zweiter Kloſterprofeſſor in Bebenhauſen 1777, erſter 1782, Special in Schorndorf 1791, Abt in Murrhard 1801, Prälat in Maulbronn 1807.

nur drei Stunden von Stuttgart entfernt und in der Nähe der Solitude gelegen, für das Leben des Philoſophen wenig Bedeutung. Anführen mag man immerhin, daß dem unmittelbaren Vorgänger des Vaters vierzehn Jahre zuvor in demſelben Haus ein Knabe geboren worden war, der ſeiner Zeit ebenfalls berühmt geworden, mit Schelling in vielfache Berührungen zum Theil von unſanfter Art kommen ſollte, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (geboren 1. September 1761), der Heros des theologiſchen Rationalismus.

Der eigentliche Ort ſeiner Knaben- und Jugenderinnerungen, ſeine wahre Heimat wurde und blieb für Schelling das Kloſter Bebenhauſen, wohin der Vater, zum Profeſſor der höheren Kloſterſchule ernannt, im Jahr 1777 den Zweijährigen brachte, ein Ort in der That, ganz geeignet, dankbare Erinnerung für ein langes Leben in das Herz zu pflanzen.[1] Denn es iſt die lieblichſte Idylle, die man ſich träumen mag, und Jeder gewiß gedenkt mit Luſt des ſtillen Thals, dem es einmal ſich in ſeinem Reiz erſchloſſen, zumal in jenen „ſanften Tagen“, denen Uhland eben in dieſen Gegenden ſo hold war.

Nur eine Stunde von Tübingen entfernt, aber ſchon ganz in weltentrückter Einſamkeit gelegen, in jenen herrlichen Waldgründen des Schönbuchs, an denen der letzte Pfalzgraf von Tübingen mit ſo treuer Liebe hing, daß er in der von Uhland meiſterhaft umgedichteten Urkunde ſie allein von ſeinem Beſitze ſich vorbehielt:

[1] Man erkennt die Anhänglichkeit Schellings an Bebenhauſen unter Anderem aus dem Brief Karolinens, als ſie mit ihm 1804 den Ort ſeiner Kindheit beſucht hatte. Karoline, Briefe an ihre Geſchwiſter u. ſ. w., herausgegeben von Waitz. Leipzig 1871. II. S. 248.

Im Schönbuch um das Kloſter her,
Da hab' ich das Gejaid',
Behalt' ich das, ſo iſt mir nicht
Um all mein Andres leid.

Ein kleiner Bach mit Pappeln und Erlengebüſch durch Wieſen ſich ſchlängelnd, mäßige Höhen links und rechts, an deren ſanften Hängen der alte Wald mit den mächtigen Eichen- und Buchenſtämmen weit ins Thal herunter ſteigt, nichts als das Grün der Erde unten und das Blau des Himmels droben, ſo iſt das traute Thal ein eng und ernſt, aber herzerquickend umzirkter Ausſchnitt aus der weiten Welt, ein Kleinod für beſchauliche Ruhe und Einſamkeit.

Wie wollte man ſich einen köſtlicheren Schutzort denken für das ſtille Werden und Wachſen eines ahnungsfriſchen Knabengemüthes? Man darf nur auf Hegel hinüberblicken, um ſich den ganzen Gegenſatz zwiſchen der Stubenluft dort und der Waldesfriſche hier zu vergegenwärtigen, und man erkennt ſofort, wie ſehr ſchon die äußere Umgebung geeignet war, bei Schelling das Vorwalten der Phantaſie, des Inſtinkts, der innern Ahnung zu begünſtigen.

Gewiß, die ſtillen Stunden und Tage, die der Knabe einſam draußen in ſtetem Verkehr mit der Natur verbrachte, ſie waren ſeine erſte Schule, ſie gaben in den Jahren, in denen ſich die Gemüthsart des Menſchen bildet, der Seele ihre dauernde Tinktur, und wer will es ermeſſen, wie viel von den wunderbaren Kräften, welche Schelling ſpäter zum Myſtagogen der Natur, zum „Hoheprieſter ihrer Geheimniſſe" gemacht haben, wie viel von dem geiſtigen Rapport zu dem dunkeln Schaffen und Weben der Kräfte im Innern der Erde, zu der „Seele" der Schöpfung in

jenen Kindheitstagen[1] wurzeln mag, in denen der unvergleichlich fein geartete Knabe mit dem hell erschlossenen Auge und den zarten Fühlfäden der kindlich frommen Seele durch die urwüchsige Pracht dieser Wälder schweifte? „Fürwahr!“ ruft er selbst in einer frühen Knabenarbeit aus, in der er die Schönheiten des heimatlichen Waldes ausführlich beschreibt, „fürwahr! auch wilde Natur ist schön! oft pries ich über diese wild schönen Oerter Gott den Schöpfer!“ (Leben S. 7.)

Ist auch in den folgenden Jahren diese „innige Sympathie mit der äußern Natur,“ deren er selbst sich rühmt, durch den mächtig hervorbrechenden Wissenstrieb in den Hintergrund gedrängt worden, und in Tübingen zumal vor dem glühenden Enthusiasmus für die Geistesphilosophie und ihre Anforderungen an den sittlichen Menschen kaum zum Worte gekommen: ein „Vertrauter der Schöpfung“ ist er doch auf allen Stufen seiner Entwicklung geblieben, und dieser früh geöffnete Sinn für die Schönheit des natürlichen Lebens war es vorzugsweise, der ihn sodann Goethe's Wesen vor Andern tief zu erfassen befähigte, „des Dichters, der, wie Schelling in einer seiner ältesten Schriften sagt, von den ersten Widerklängen der Natur an, die in seinen frühesten Dichtungen gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunst, welche er in späteren Werken den ersten Naturphänomenen gegeben, in der Natur nie etwas

[1] Sein Freund Steffens bezeugt von sich selbst das Nämliche geradezu. Er spricht von seiner Schrift „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde“ (1801), welche großentheils auf Schelling'schen Ideen beruht, und sagt: „Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner frühsten Kindheit, aus den träumerischen Beschäftigungen meiner Jugend verborgen“. H. Steffens, Was ich erlebte IV. S. 286. Vgl. auch seine Briefe an Schelling, Aus Schellings Leben I. S. 274, S. 307 ff.: „Von meiner frühsten Kindheit lebte und webte ich in der Natur. Durch Sie (Schelling) wurden die Träume meiner Kindheit mir lieb“ u. s. w.

Anderes als die unendliche Fülle ſeiner eigenen Produktivität dargeſtellt hat.“ (Haym, Geſchichte der romantiſchen Schule S. 609.)

Und wieder iſt es dieſer Naturſinn geweſen, der ihn im Anſchluß an Goethe's Lieblingsſtudien, mitten unter den athemloſen Fortſchritten der Geiſtesphiloſophie doch auf die gleichzeitigen Bewegungen in den Naturwiſſenſchaften, für die ſein großer Meiſter in der Philoſophie kein Auge hatte, ſorgſam zu achten beſtimmte und dann den Zweiundzwanzigjährigen in den Stand ſetzte, Allen voran die entſcheidende Lücke des Fichte'ſchen Idealismus nicht nur zu entdecken, ſondern auch, indem er alles Wiſſen und Erkennen der Zeit im Rahmen des Syſtems zuſammenfaßte, ſofort auszufüllen mit einer Raſchheit, an der freilich eben das poetiſche Empfinden und Erfinden nur allzuſehr betheiligt war.

So führt uns ein leiſer, aber vernehmlicher Zug von der anmuthsvollen Waldesſtille Bebenhauſens bis hinein in die titaniſche Geiſtesbewegung am Abſchluß des vorigen Jahrhunderts, in der Schelling, ob auch nur vorübergehend, der geiſtige Führer der Zeit wurde.

Man halte es nicht für vermeſſene Kühnheit, wenn wir ſcheinbar ſo weit Auseinanderliegendes in dieſe innere Beziehung zu ſetzen verſuchen: bei Naturen, deren oberſte Wirkung auf den divinatoriſchen Kräften eines höchſt verfeinerten geiſtigen Inſtinkts beruht, ſind es neben der urſprünglichen Anlage weſentlich die naiven, dem elementaren Naturleben noch zunächſt liegenden Zuſtände, welche die innere Richtung für das Leben begründen.

So muß auf den empfänglichen Sinn des Knaben auch das Kloſter ſelbſt ſeinen Einfluß geübt haben, nicht bloß

die Gegenwart mit dem regen Leben und Treiben einer in engem Bezirk und geregeltem Tagesverlauf ſich bewegenden, auf Studien und geiſtige Arbeit gerichteten, ſo durchaus eigenthümlichen Welt, deren Bild ihm das Ziel des eigenen Knabenſtrebens vor Augen ſtellte, ſondern mehr noch die Anſchauungen aus dem ehrwürdigen Mittelalter, wenig geſchätzt allerdings von dem aufgeklärten Geſchlechte von damals, aber für ein unbefangenes Gefühl aus der Verkümmerung und theilweiſen Zerſtörung heraus noch mit mächtiger Sprache von vergangener Größe und erhabenem Kunſtſinn zeugend: dieſe Kirche mit ihrem myſtiſchen Halbdunkel und der wundervollen Pracht der Fenſterroſe, dieſer ſchweigende Kreuzgang mit den abgetretenen Grabſchriften der alten Mönche unter den gothiſch durchbrochenen Fenſtern, dieſer zierliche Ausbau der poetiſch anmuthenden Brunnenkapelle in der Mitte, die Geißelkammer mit den verloſchenen Gemälden, der romantiſche Kapitelſaal mit ſeinen „herrlichen Bögen auf kurzſtämmige Säulen geſtellt," das Sommerrefektorium zumal, dieſe unvergleichliche Perle, wo ſich uns mit einemmale das lebensvolle Bild der einſtigen Kloſterherrlichkeit vor die Seele ſtellt.

Doch warum ſollten wir nicht der Poeſie die Anſchauung der Räume entnehmen, die doch gewiß mit poetiſchem Gefühl von dem Knaben erfaßt wurden? Eduard Mörike (Bilder aus Bebenhauſen, in der 5. Auflage der Gedichte, 1868, S. 351 ff.) beſchreibt ſo das Refektorium:

Sommerlich hell empfängt dich ein Saal; man glaubt ſich in einem
Dom; doch ein heiterer Geiſt ſpricht im Erhabnen dich an.

Ha, wie entzückt aufſteiget das Aug' im Flug mit den ſchlanken
Pfeilern! Der Palme vergleicht faſt ſich ihr luſtiger Bau.
Denn vielſtrahlig umher aus dem Büſchel verlaufen die Rippen
Oben und knüpfen, geſchweift, jenes unendliche Netz,
Deſſen Felder phantaſtiſch mit grünenden Ranken der Maler
Leicht ausfüllte; da lebt was nur im Walde ſich nährt:
Frei in der Luft ein ſpringender Eber, der Hirſch und das Eichhorn;
Habicht und Kauz und Faſan ſchaukeln ſich auf dem Gezweig.
— Wenn von der Jagd herkommend als Gaſt hier ſpeiste der Pfalzgraf,
Sah er beim Becher mit Luſt über ſich ſein Paradies.

Wir beſitzen leider von Schellings Hand nichts über ſein eigenes Leben in der Art, wie Wahrheit und Dichtung von Goethe. Aber gewiß, wenn er von der erreichten Höhe herab mit ruhig ſinnendem Blick auf die Bahn ſeines innern Werdens zurückgeſchaut hätte, gewiß würde er uns da, wie Goethe von ſeinen Streifzügen durch das alte Frankfurt, in ſeiner beſondern Weiſe von mancher halb ſcheuen, halb vertrauten Knabenwanderung durch dieſe einſamen Kloſterräume im abendlichen Dämmerſchein erzählen, wenn die ſcheidende Sonne noch vergoldend um dieſe Säulenknäufe, dieſe feuchtgrünen Mauerwände ſpielte und der hohe Geiſt einer verklungenen Vergangenheit wie fühlbar durch die öden Hallen waltete; und wie bei Goethe würden wir hier eine der Wurzeln jener Totalität des äſthetiſchen Gefühls, jenes liebevollen Verſtändniſſes für das Einzeldaſein in ſeiner ſinnlichen Beſtimmtheit, mit

einem Wort jener poetiſchen Lebensauffaſſung erkennen, welche in Schellings Philoſophie, freilich nicht immer zu ihrem Vortheil, dem ſpekulativen Element ſich zugeſellt hat und das innere Bild ſeiner Geſammterſcheinung, gleichſam den idealen Umriß ſeines Weſens, der Goethe'ſchen Natur da und dort verwandt erſcheinen läßt.

Aber mit dieſem künſtleriſchen Talente miſchte ſich bei ihm ungewöhnlich früh ein gelehrter Zug: der bereits angeführten Knabenarbeit über das Kloſter Bebenhauſen war ein Anhang beigegeben, welcher die Inſchriften des Kloſters, ſoweit ſie noch zu entziffern waren, ſorgfältig verzeichnet, „wobei nach der Sage der kleine Geſchichtſchreiber ſtundenlang auf den Knieen liegend die halbverwitterten Grabſchriften in den Kreuzgängen herauszubringen bemüht geweſen iſt" (Leben S. 7).

Geweckt wurde dieſer Forſchungstrieb, den er vom Vater geerbt, durch die beſondere Art ſeines Unterrichts.

Zunächſt in der kleinen deutſchen Ortsſchule unterrichtet bekam er ſodann vom Vater ſelbſt und in deſſen Auftrag von einzelnen der Kloſterſchüler die Anfangsgründe im Lateiniſchen und Griechiſchen. Aber das Nahen des „Landexamens," das damals noch vier- oder fünfmal vom zehnten Jahr an wiederholt werden mußte, beſtimmte den Vater, ihn einer der Lateinſchulen zu übergeben.

Das Land mit ſeinen 600,000 Einwohnern hatte nicht weniger als 55 „lateiniſche Schulen," meiſt in den Oberamtsſtädten, mit 99 Lehrern, theils Präceptoren und Oberpräceptoren theils Collaboratoren genannt, welche zuſammen 2080 Schüler unterrichteten [1], von denen die

[1] Haug, Das gelehrte Wirtemberg. Stuttgart 1790. S. 20 f. Magiſterbuch von 1786 S. 138—141. Die Schulen waren ſeit alter Zeit in die zwei Viſitations-

Mehrzahl bei ihnen „in der Koſt“ war, bei Einzelnen bis zu vierzig und mehr.

Die Wahl des Kloſterprofeſſors fiel auf Nürtingen, theils wegen des uns ſchon von Hölderlin her bekannten beſondern Rufs der Anſtalt, theils weil der dortige Helfer Nathanael Köſtlin, den wir gleichfalls bereits genannt haben, mit einer Schweſter der Frau Profeſſorin verheiratet war. Im „Helferathaus“ ſollte der Knabe wohnen; ſo war die erſte Trennung von der Heimat minder hart.

„Es war im Frühjahr 1785[1],“ ſo erzählt der Biograph (Aus Schellings Leben S. 12 f.), „am Schluſſe der Oſterferien, als ſeine Mutter eines ſchönen Morgens mit ihrem Fritz durch den Schönbuch nach Nürtingen fuhr, um ihn „einzuliefern.“ Als ſie ihn ſeinem künftigen Lehrer, dem Präceptor Kraz[2], vorſtellte, nahm ihn dieſer ſofort mit in ſeine Schulſtube hinab und diktirte ihm ein Argument, um zu ſehen, wie des Knaben Kenntniſſe beſchaffen ſeien. Es ſtand nicht ſehr lange an, ſo hörte man denſelben rumoren und über die Subſellien hin- und herſteigen. Kraz ging hinab, um ihn an ſeine Aufgabe zu

bezirke „ob der Steig“ (Weinſteige bei Stuttgart) und „unter der Steig“ eingetheilt und wurden alle Jahre von den beiden „Pädagogarchen“ viſitirt, jene (29 an der Zahl) von einem Profeſſor der Philoſophie in Tübingen, dieſe (26) von dem Rector Gymnaſii in Stuttgart.

[1] Da Hölderlin ſchon Herbſt 1784 nach Denkendorf abgegangen war, ſo kann die Notiz von dem Zuſammenſein der Beiden in Nürtingen bei Schwab, Hölderlin 2, S. 268, welche faſt in alle Biographien der Beiden übergegangen iſt, nicht richtig ſein, und der „freundſchaftliche Umgang“, der dort berichtet wird, läßt ſich nur etwa auf Vacanzzeiten beziehen, welche Hölderlin bei der Mutter zubrachte. Vgl. auch Leben S. 69.

[2] M. Joh. Jak. Kraz, geb. in Stuttgart 30. Juni 1754, Präceptor in Nürtingen ſeit 1778, dann Pfarrer in dem nahen Oberenſingen 1788, in Pliezhauſen 1792. Die Nürtinger Lateinſchule hatte (ſchon ſeit 1560) drei Lehrer, wie außerdem noch fünf Anſtalten; vier Lehrer hatten nur Tübingen und Ludwigsburg; die andern theils zwei (19), theils einen.

erinnern, fand aber zu ſeiner Verwunderung, daß der Knabe ſie bereits ganz ausgezeichnet gelöst hatte. Er bezeugte der erfreuten Mutter, welchen talentvollen Sohn ſie habe, die, als ſie am Abend nach Bebenhauſen zurückkam, dem Vater den Vorgang erzählte und ihm Vorwürfe machte, daß er ihr von den Fähigkeiten ihres Erſtgeborenen nie ein Wort geſagt habe."

Der Unterricht in den Lateinſchulen, durchaus von den Anforderungen im Landexamen beſtimmt, ging noch weit entſchiedener, als wir es vom untern Gymnaſium in Stuttgart wiſſen, auf die lateiniſche Kompoſition aus, der ſich als eine Art von idealem Luxus die Verſifikation geſellte. Das Griechiſche war ſpärlich vertreten, obligat nur das Neue Teſtament, dagegen kam vom zehnten Jahr an das Hebräiſche dazu und — eine leidige Eigenthümlichkeit, welche unbegreiflich lange feſtgehalten wurde — das Memoriren völlig unverſtandener Definitionen aus der Logik und Rhetorik[1], während dagegen Rechnen, Geſchichte und Geographie faſt im Geruch von „Allotria" ſtanden.

Es möge uns nicht verübelt werden, wenn wir, um uns aufs unmittelbarſte in die Atmoſphäre jener Schulverhältniſſe vor hundert Jahren zu verſetzen, einem heutzutage ſelten gewordenen Buche einige Stellen entnehmen, welche genau hieher paſſen. Es iſt der anonym erſchienene Roman: „Hartmann, eine Wirtembergiſche Kloſter-

[1] Auch Hegel ſagt in einem „Bericht an das königl. preußiſche Miniſterium des Unterrichts vom 7. Februar 1823 in Folge ſeiner in der Prüfungscommiſſion über die Unreife der Abiturienten gemachten Erfahrungen" (abgedruckt bei Thaulow. Band 3, S. 275—284): „Ich erinnere mich, in meinem zwölften Lebensjahr wegen meiner Beſtimmung für das theologiſche Seminarium meines Vaterlandes die Wolff'ſchen Definitionen von der ſogenannten Idea clara an erlernt und im vierzehnten Jahre die ſämmtlichen Figuren der Schlüſſe inne gehabt zu haben, und ſie von daher noch jetzt zu wiſſen". (S. 281 f.)

geſchichte," Frankfurt und Leipzig 1778. Als Verfaſſer dieſer „den edleren Jünglingen Wirtembergs" gewidmeten Schrift gilt David Chriſtoph Seybold (geboren 1747), ein ſchwäbiſcher Magiſter, der damals Gymnaſialrektor in dem zu Heſſen-Darmſtadt gehörenden Buchsweiler im Elſaß war und 1796 Profeſſor der Philoſophie in Tübingen wurde. (Vgl. Wohlwill, Weltbürgerthum u. ſ. w. Nachtrag.)

Der Held des Romans, ein Pfarrersſohn, iſt ebenfalls im zehnten Lebensjahr in eine Lateinſchule gekommen und nun (S. 66 ff) „nahete die Zeit heran, deren bloßer Gedanke allen der Theologie gewidmeten jungen Leuten in ganz Wirtemberg vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre den Angſtſchweiß austreibt, auf die die Wirthe in Stuttgart ſich freuen, die Gymnaſiſten in ihrem cujas es?[1] ſich üben, die Beamten und Pfarrer ihre Beutel ſpicken und die Herren von der Kanzlei auf ihre Vetter im zehnten Grade ſich mit Braten verſehen — mit Einem Worte, es nahete die Zeit des jährlichen Examens, auf welchem alle Kompetenten der Kloſterſchulen erſcheinen müſſen, um ihren Fortgang in den Sprachen ſeit einem Jahre dem Konſiſtorium zu zeigen.

„Sechs oder acht Wochen vorher exerciren die Präceptoren ihre Schüler auf dieſen fürchterlichen Zeitpunkt. Iſt etwa kurz vorher eine Stadt niedergebrannt, oder eine Peſt in Konſtantinopel geweſen, oder eine Schlacht vorgefallen, oder ein Komet am Himmel erſchienen, ſo diktiren dieſe Herren Aufſätze darüber, die die jungen Leute überſetzen müſſen, weil ſie etwa glauben, der Konſiſtorialrath nehme einen dieſer Punkte zum Examinalexercitium,

[1] Die übliche Anfrage des examinirenden Konſiſtorialraths an den Kandidaten, zum Neckwort für die Landexaminanden geworden.

und freuen sich dann königlich, wenn sie's getroffen haben und ihre Schüler Gelegenheit hatten, einige Phrasen anzubringen, die sie ihnen vorher gesagt hatten.

„Neben dieser Vorbereitung mußte nun auch Samuel (der Held des Romans) Tag und Nacht Definitionen aus der Logik und Rhetorik lernen, die er nicht verstund — denn man hatte sie ihm nicht erklärt, und hätte mans auch, so hätte er sie in seinem elften Jahre unmöglich verstehen können — und die ihm daher erstaunende Mühe kosteten, seinem Gedächtnisse einzudrücken. Aber er ließ nicht nach, bis er fünfzig logische und ebenso viel rhetorische Definitionen gleich einem Papagei daherplaudern konnte. Denn sein Vater hatte ihm geschrieben, der Konsistorialrath mache ein Zeichen, ob er, nur um ein Wort, gefehlt habe oder nicht, und nun war Samuel viel zu ehrgeizig, als daß er vor einer solchen Versammlung sich in Gefahr setzen sollte zu fehlen.

„Zu gleicher Zeit hatte ihm sein Vater geschrieben, er werde ihn in der Geistlichen Herberge[1] zu Stuttgart erwarten. Eigentlich war es zwar nicht nöthig, daß der Herr Pfarrer nach Stuttgart kam, weil der Präceptor jedesmal seine Schüler selbst zum Examen begleitet. Allein

[1] Die „geistliche Herberge", eine der merkwürdigsten Singularitäten des theologischen Württembergs, war ein unter der ökonomischen Aufsicht des Konsistoriums stehendes Gasthaus für die nach Stuttgart kommenden Angehörigen des geistlichen Standes. 1655 der Stiftskirche gegenüber gebaut (jetzt ein Privathaus, Kirchstraße Nr. 16). Späterhin war sie mit einem der sonstigen Gasthöfe verbunden. In den Stiftsakten findet sich noch ein Konsistorialreskript, „die geistliche Herberge betreffend", von 1790, welches auf's Neue einschärft, daß „die Kandidaten allein dort in Stuttgart Abstand nehmen sollen" und den neuvereinbarten Tarif mittheilt, wornach der Wirth Zimmermann „eine table d'hôte auf vier gekochte, geniesbare Richten und einen Nachtisch um 24 kr., drei Richten und Nachtisch um 20 kr." zu geben hatte; der Wein besonders; Logis und Schlafgeld Sommers 15 kr., im Winter mit Licht und Heizung 30 kr., Stallmiethe und Heu 20 kr. für das Pferd.

die Pfarrer reiſen um dieſe Zeit deſto lieber nach Stuttgart, ſollte es gleich den halben Heuzehnten gelten, weil ſie da Gelegenheit haben, ihre alten guten Freunde und Bekannte noch von den Schul-, Kloſter- und Univerſitätsjahren nach langer Zeit beim Landexamen wieder zu ſprechen. Denn es trifft ſich gewöhnlich, daß diejenigen, die miteinander dieſe ganze Laufbahn durchlaufen haben, nach fünfundzwanzig bis dreißig Jahren wiederum Söhne haben, die in die Laufbahn der Väter treten. Da haben ſie nun eine herzliche Freude, ſich wieder zu ſehen, erinnern ſich ihrer jugendlichen Zeiten, wie ihnen die Kloſtergerſte ſo gut ſchmeckte, was ſie den Profeſſoren für Streiche ſpielten, wie ſie den Famulus zum Beſten hatten, was der alte Prälat für ein kindiſcher Mann war, oder was er für beſondere Gewohnheiten hatte, wie ſie in die Vakanz, einſtweilen aber ſchon ſechs Wochen vorher auf ihren Koffern ritten und unterwegs in den Wirthshäuſern ſo luſtig waren. Die Söhne horchen hoch auf und nehmen ſich vor, einſt die Rolle ihrer Väter zu ſpielen. — —

„Der fürchterliche Tag brach an! Schon waren vor dem großen Saal im Gymnaſiumshauſe Väter, Mütter, Vormünder, Präceptoren und Knaben verſammelt. Ein „Willkommen nach ſo langer Zeit!“ ertönte nach dem andern, und man hörte nichts als: „Du auch hier, Herr Bruder?“ „Sie auch hier, mein Freund?“ und ſo oft wieder ein Vater mit ſeinem Sohne die Treppe heraufkam, gings durch den Haufen: „Wer iſt der? Den Mann ſollt ich kennen! — Ach, das iſt ja mein Pregizer! mein Wölfflin! u. ſ. w. quota vice?[1] — Iſt das Ihr Herr

[1] D. h. zum wievielten mal der Sohn beim Landexamen erſcheine, das drei-, vier- und auch fünfmal gemacht werden mußte, ehe das für die Aufnahme

Filius? — Gratulir!“ Und nun fingen ſie an ſich zu fragen, wie ſie indeſſen gelebt, und wie viel Kinder ſie haben und wie ſie mit der Frau leben — als plötzlich von der Treppe her ein lautes Bſt! Bſt! ſich erhub. Aller Mund war wie durch einen Blitz verſchloſſen, und eilends drängten ſich Männer und Frauen in einander, die Jungen verſteckten ſich hinter ihre Väter, und nun bückte ſich die ganze Verſammlung bis auf den Boden. Denn es ging durch die Reihen — ein Konſiſtorialrath! Und Viele hatten die Köpfe noch auf der Erde, als er ſchon in dem Saal war. Und nun ſagte Einer zum Andern: „mir hat er freundlich zugenickt“ — „mich hat er auch angeſehen“ und jeder, den er bemerkt hatte, war ſtolz darauf gegen ſeinen Nachbarn und erzählte es auch bei Tiſche.

„Rauſchend öffnen ſich nun die Flügelthüren, die Examinatoren ſtehen in einem Cirkel am Eingang, die ehrfurchtsvollen Zuſchauer raunen einander in der größten Stille in die Ohren: das iſt der, das der! — Der Sekretär zieht ſeine Muſterrolle heraus, ruft jeden Jüngling mit Namen, furchtſam ſchlüpft der Jüngling durch die Reihen hindurch, bemerkt vor Angſt nicht die hohe Stufe und fällt in den Saal.

„Jetzt ſind alle drinnen, das Examen geht an und die Pfarrer haben nun Zeit, zu ihren Geſprächen zurückzukehren, in denen ſie durch nichts geſtört werden, als wenn

allein entſcheidende kam. Die zum erſtenmal erſcheinenden Zehnjährigen hießen Petenten, im nächſten Jahr exspectantes prima vice, dann secunda vice u. ſ. f. Erſt 1792 wurde das Erſcheinen auf eine dreimalige, 1834 auf eine zweimalige Prüfung eingeſchränkt. Vgl. Sammlung der württ. Schulgeſetze, Zweite Abtheilung, Mittel- und Fachſchulen, von Hirzel (Reyſchers Geſetzſammlung Band XI, 2) S. XXXI und CLIV. Seit 1848 findet nur noch eine Prüfung ſtatt.

ein Filius herauskömmt. Denn gleich wird der auch von dem Fremdeſten herbeigerufen: „Hat Ers excipirt?[1] Wovon handelt das Thema? Wie viel macht Er Verſionen?[2] Auch einen Perioden griechiſch, hebräiſch? u. ſ. w. Aber hab ichs nicht geſagt, es werde vom Kolonienkrieg in Amerika handeln?“ u. ſ. w.

Dieſe völlig aus der lebendigſten Wirklichkeit gegriffenen Fragen der neugierig Harrenden hätte der zehnjährige Schelling, der am 14. September 1785 als petens dieſe heiligen Hallen des Examensſaales betrat, mit dem heiterſten Selbſtgefühl beantworten können; denn, ſagt ſein Biograph, „die noch vorliegende Arbeit zeigt eine lateiniſche Kompoſition, eine griechiſche Kompoſition und als freiwillige, aber deſto ruhmvollere Zugabe fünf lateiniſche Diſticha über — die Kunſt zu ſchweigen!“ — Gewiß, es war eine Welt für ſich, dieſes Altwürttemberg, und man muß von Zeit zu Zeit ein Originaldokument, wie das obige, ſich vorhalten, um die aus jener Zeit hervorgehenden Erſcheinungen richtig zu würdigen.

So erfreulich übrigens für den Vater derartige Zeichen von ungewöhnlicher Begabung ſeines Erſtgeborenen ſein mußten, ſo brachten ſie ihn doch ein Jahr darauf in eine Noth von eigenthümlicher Art, indem ihm im Herbſt 1786 der Sohn von dem Präceptor zurückgeſchickt wurde mit dem Bedeuten, er ſei den andern Schülern ſo weit voraus, daß er in ſeiner Schule nichts mehr lernen könne. Man denkt unwillkürlich an Leſſing, über den ja auch der Rektor

[1] D. h. das deutſch Dictirte ſofort lateiniſch niedergeſchrieben. Galt als der höchſte Triumph beim Landexamen.

[2] Beſonders geſchätzt wurde, wenn der methodiſch ſtrengen Ueberſetzung des Themas eine elegante Paraphraſe in einer ſpeciellen Stilart beigefügt, oder ein Theil der Aufgabe auch in's Griechiſche und Hebräiſche vertirt war.

der Fürſtenſchule in Meißen an den Vater ſchrieb, die Schule könne ihm nichts mehr bieten, er habe doppeltes Futter nöthig. Aber Leſſing war doch über ſiebzehn Jahre alt und konnte ungehindert die Univerſität beziehen. Schelling ſtand zwiſchen elf und zwölf, und zur Aufnahme in die niedere Kloſterſchule — Denkendorf oder Blaubeuren — fehlten ihm noch über zwei Jahre. Was ſollte alſo in der Zwiſchenzeit mit dem Jungen geſchehen?

In dieſer Verlegenheit that der Vater, was faſt ſo ausſieht, als habe er ſichs erſparen wollen, etwas zu thun. Er ließ den Knaben in Bebenhauſen — der höheren Kloſterſchule — an dem Unterricht der anweſenden Promotion Theil nehmen, welche, nur noch ein Jahr von der Univerſität entfernt, ihm um fünf bis ſechs Jahre im Alter voranging.

Wir können nicht umhin, dieſen Verſuch in pädagogiſcher Hinſicht für ſehr bedenklich zu halten, und es wird uns in dieſem Urtheil wenig irre machen, daß dem Anſchein nach der Erfolg ſeine Kühnheit rechtfertigte, indem in der That, wie man annehmen muß, der Elfjährige dem auf Siebzehnjährige berechneten Unterricht ſich gewachſen zeigte. Wer die Weite des Abſtands kennt, der in normalen Verhältniſſen dieſe beiden Altersſtufen nicht bloß nach der geiſtigen Fähigkeit, ſondern nach der ganzen Art zu ſein, nach dem innern Weſen trennt, wird zugeben, daß, ſelbſt wo durch ganz außergewöhnlich frühe Entwicklung die Möglichkeit, dieſe Kluft zu überſpringen, vorliegen mag, doch der Sprung an ſich kaum ohne gefährliche Erſchütterung des Seelenlebens zu denken iſt[1].

[1] Es war mir vom höchſten Werth, dieſe Anſicht von keinem Geringeren als Schelling ſelbſt beſtätigt zu finden. In den „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums“ zweite Auflage, Stuttgart und Tübingen 1813, finde

Denn wenn wir allerdings den ſtärkſten Beweis für das Talent des Knaben darin erkennen müſſen, daß die durch jene gewaltſame Verſetzung in eine höhere Unterrichtsſphäre geforderte plötzliche und exceſſive Spannung der Geiſteskräfte, deren geſunde Entwicklung ſonſt auch bei fähigen Köpfen durch ſtufenweiſe Steigerung und methodiſchen Fortſchritt bedingt erſcheint, bei ihm ohne jede Gefährdung ſeiner Intelligenz verlaufen iſt, ja wenn wir nicht minder die gediegene Feſtigkeit ſeiner ſittlichen Konſtitution darin zu bewundern Urſache haben, daß nach ſolchen Triumphen nicht, wie man fürchten möchte, ſelbſtgefällige Eitelkeit oder verachtender Stolz den Mittelpunkt ſeines Herzens einnahm, ſo hat doch auf der andern Seite der Erfolg in ſolchem Falle ſchon darin eine gefährliche Zugabe, weil er an die Vorſtellung gewöhnt, jede Schwierigkeit, und wäre ſie auch noch ſo groß, jede Aufgabe, die ſich bei unaufhaltſamem Vorwärtsſtreben ergibt, im Sturme nehmen zu können, ein Selbſtvertrauen, das, wie wir nur zu gut wiſſen, für Schelling in der Jenaer Zeit faſt verhängnißvoll geworden iſt. Oder macht er in jenen erregten Tagen, wo er gleichſam von heute auf morgen ein neues Syſtem ſchafft, wo er, wie man treffend geſagt hat, vor den Augen des Publikums in ſeinen Schriften ſeine Studien macht und ſich von einem Standpunkt in den andern hinüberbildet, macht er da nicht den Eindruck, von einer raſtloſen Unruhe des Innern fortgetrieben die goldnen Himmelsfrüchte vor der Reife zu brechen? und iſt es zu

ich S. 72 die Stelle: „Es iſt überhaupt nöthig (bei der Vorbildung zum akademiſchen Studium) auf jeder Stufe zu verweilen, bis man das ſichere Gefühl hat, ſich auf ihr feſtgeſetzt zu haben. Nur Wenigen ſcheint es verſtattet, Stufen zu überſpringen, obgleich dies eigentlich nie der Fall iſt".

kühn, dieſe ſo tief in ſeinem Weſen liegende Unruhe, die ſchon aus jedem ſeiner früheren Briefe an den Vater, an Hegel ſpricht, mit jenem jähen Sprung in Verbindung zu bringen, durch den ſo früh in ihn das Streben gelegt ward, gewaltſam zu überhaſten, was nur durch ruhiges Wachsthum, durch vieler Stunden Gunſt gedeihen mag[1]?

Nur zögernd wage ich noch einen andern Punkt zu berühren. Mehr noch als der Fortſchritt des Intellekts ſcheint jener innerſte Kern der Perſönlichkeit, der nicht in wiſſenſchaftlichen Leiſtungen aufgeht, der den ewigen Werth des Menſchen und nicht zum wenigſten auch den Werth ſeines Wirkens für den Weltplan begründet — man denke nur an Goethe — eine gewiſſe Stetigkeit des Wachsthums zu fordern, zumal in den Jahren der Unſelbſtändigkeit. Sollten nicht auch Andere das Gefühl haben, daß Schellings inneres Leben ſich beglückter, harmoniſcher geſtaltet hätte, wenn nicht durch tumultuariſchen Eingriff in die naturgemäße Entwicklung ſei es der Wiſſensdrang, ſei es der Ehrtrieb, zu früh zu übergewaltiger Spannung und unzeitigen

[1] Unter einen andern Geſichtspunkt ſcheint dieſe Eilfertigkeit der Syſtembildung Kuno Fiſcher zu ſtellen, Geſchichte der neueren Philoſophie, ſechster Band, erſtes Buch: Schellings Leben und Schriften. Heidelberg 1872: „Daß er darſtellen mußte, ſagt er S. 41, was er mit allem Genie unmöglich in ſeiner vollen Gewalt haben konnte, daß er es mußte unter dem Antriebe des Zeitalters, das mit der geſpannteſten Erwartung auf ihn ſah, unter den täglich erneuten Forderungen des Katheders, unter der Macht einer großen und unvermeidlichen Aufgabe, die er ergriffen hatte, die ihn mit Zuverſicht erfüllte: darin erkenne ich ebenſoviel Tragiſches, als ich Schickſal darin finde.“ Geiſtreich gewiß, aber auch mit unſerer Auffaſſung nicht im Widerſpruch: „Schickſal“ war eben nur das Eine, daß die Aufgabe als ſolche ergriffen werden mußte und doch (S. 42) „der vollen löſenden That weder er noch ſeine Zeit gewachſen war“. Dieſer Fall allerdings iſt tragiſch, er entſchuldigt aber nicht die eilfertige und deßwegen unfertige Form der Löſung. In dieſer Hinſicht war das zur Eile drängende „Müſſen“ ein rein ſubjektives und die daraus hervorgehenden Mängel durchaus Folge der Schelling'ſchen Individualität.

Triumphen aufgerufen worden wäre? Oder ist es nicht so, daß diese in ihrer Weite und Mannigfaltigkeit, in ihrer menschlichen Freiheit und Sicherheit so anmuthende Persönlichkeit doch in uns nicht das intensive Gefühl der Sympathie erregt, das wir an sich zu erwarten geneigt sind, weil wir gerade in den Jahren der erregtesten Produktivität jene feinste Spitze des sittlichen Gefühls, die wir als Vollendung seiner intellektuellen Hoheit fordern — jene selbstlose Lauterkeit eines im Aether des Ewigen heimischen und das eigene Wirken in den Dienst der höchsten Ziele stellenden Geistes — gleichsam umgebogen fühlen durch den Selbstgenuß eines immer siegreichen und bewunderten Talents oder doch durch den hastig drängenden Ehrgeiz, vor Andern den im Zeitbewußtsein gährenden Kräften den Ausdruck zu geben?

Sagen wir mit einem Worte, was wir denken: Schellings Natur ist von Haus aus — das hat Haym sehr richtig empfunden — auf die Goethe'sche Harmonie mit dem All, auf die spinozistische „Ruhe im Arme der Welt" angelegt, in diese Anlage ist aber von außen herein ein Element der Unruhe gekommen, das sie verhindert hat, sich in reiner, freier Menschlichkeit auszuleben, und dieses Element der Unruhe ist, wie uns scheint, nicht erst durch die Kantische Philosophie, nicht erst durch den Fichte'schen Appell an den strebenden Willen entstanden, sondern der Grund, warum Schelling sich so rückhaltlos in diese, wie sich bald zeigte, seiner Natur nicht gemäße Strömung hineinwarf, lag selbst schon darin, daß seine natürliche Jugendentfaltung durch jene übermäßige Aufbietung aller Willens- und Geisteskraft aus der ihr entsprechenden Bahn des ruhigen Fortschritts gerissen worden war.

Was hätte aber, wird man fragen, der Vater thun ſollen, wenn die herkömmliche Unterrichtsweiſe ſich ſelbſt außer Standes erklärte, den Sohn noch weiter zu bilden? Die nächſte Antwort ſcheint uns die Aehnlichkeit mit Goethe an die Hand zu geben, die ſich uns, wie wir glauben, nicht umſonſt ſo oft darbietet. Naturen von ungewöhnlich entwickelter Lernfähigkeit werden am richtigſten individuell und nach eigens für ihre individuellen Bedürfniſſe berechnetem Plan[1] erzogen und gebildet werden, wenn die Frucht ihrer ſeltenen Ausſtattung voll und rein der Menſchheit zu gute kommen ſoll. Denn wenn anders Bildung nicht einzig auf Einſammeln von Kenntniſſen, ſondern zunächſt wenigſtens auf Uebung der Kraft durch Arbeit und wirkliche Anſtrengung beruht, ſo gilt es weſentlich für die wachſende Kraft auch Aufgaben von entſprechend ſich ſteigernder Schwierigkeit zu gewinnen, und ſo machen ganz außergewöhnliche Fähigkeiten auch beſondere Veranſtaltungen nöthig, weil die beſtehenden natürlich die gewöhnlichen Verhältniſſe zur Vorausſetzung haben.

Daß nun der Vater Schellings, der beſonnene und durch und durch gediegene Gelehrte, der ſelbſt im Beſitz eines ausgedehnten Wiſſens war, in dieſer Hinſicht die Fähigkeit hatte, ſeinen Sohn nach einer auf ſeine beſondere Begabung gebauten Methode zu bilden, bedarf wohl keiner Erörterung. Daß ihm die Zeit dazu gefehlt hätte dieſen Gedanken auszuführen, wozu es neben einem Kern von eigentlichen Lehrſtunden weſentlich der Leitung der

[1] Intereſſant in dieſer Hinſicht, aber freilich auch ſehr nach der Seite des Fehlerhaften hin, iſt die Bildung Stuart Mills durch ſeinen Vater. Vgl. John Stuart Mills Selbſtbiographie. Aus dem Engliſchen von Prof. Karl Kolb. Stuttgart, Meyer und Zellers Verlag. 1874. S. 3 ff.

ſelbſtändigen Studien des Knaben und Jünglings bedurft hätte, können wir kaum glauben, da die Kloſterprofeſſoren nur 8—10 Stunden wöchentlich zu geben hatten, und die kirchlichen Amtsgeſchäfte, welche ſie (bis 1791) gemeinſchaftlich beſorgen mußten, bei einer Gemeinde von 250 Seelen wenig Zeit in Anſpruch nahmen.

Zum mindeſten, ſollten wir meinen, hätte er doch das eine Jahr 1786—1787 in dieſer Weiſe verwenden müſſen. Wenn er dann den Zwölfjährigen mit den nun neu von Blaubeuren kommenden Sechzehnjährigen im Unterricht zuſammennahm, ſo würden wir darin noch immer einen Verzicht auf die höchſten Erfolge erkennen, die er mit einem individuellen Unterricht bei einem ſolchen Zögling für die allgemeinen Intereſſen erreichen konnte, aber es war dann doch den Geſetzen organiſcher Entwicklung nicht ſo offen entgegengetreten, wie es in der That geſchehen iſt.

Allein angenommen, der Vater hatte wirklich nicht die Zeit, überhaupt oder wenigſtens für ein Jahr den Unterricht des Sohnes zu leiten, ſo ſtand ihm noch ein anderer Weg offen, der freilich den bei ſolchen Familientraditionen ſchweren Verzicht auf die theologiſche Laufbahn in ſich ſchloß.

Er konnte ihn der Karlsſchule übergeben, und in der That — wüßten wir nicht, wie ſehr in den ſchwäbiſchen Theologenfamilien die Ueberzeugung feſt ſtand, daß nur der Weg durch Kloſter und Stift eine wahre Bildung verbürge, und wie ſehr man zugleich in dieſen Kreiſen geneigt war, von der Erziehung in der Karlsſchule einen glaubensgefährlichen „Libertinismus“ zu beſorgen, ſo würden wir kaum verſtehen, was ihn beſtimmen konnte, dieſen Ausweg zu verſchmähen.

Der reich gegliederte Organismus der vielseitigen Anstalt[1], der, mit einziger Ausnahme der Theologie, „das Universum des menschlichen Wissens und Erkennens in seinen Theilen nicht nur, sondern vor allem in seinem Zusammenhang“ in sich darzustellen bestrebt war, und hiefür von den untersten Stufen an nach einheitlichem Plane vorbereitete, dieser umfassende Unterrichtsorganismus hätte Gelegenheit genug geboten, dem Talente die richtige Nahrung, den raschesten Fortschritten die entsprechenden Aufgaben zu bieten, und die Karlsschule verstand es in dieser Zeit sehr wohl, die Talente zu erkennen und sie in die durch ihre individuellen Kräfte angezeigten Bahnen zu leiten.

Allerdings ist sehr zu vermuthen, daß in diesem Fall Schelling heute nicht unter den Koryphäen der deutschen Philosophie genannt würde. Denn so sehr in dem Lehrsystem der Karlsakademie der Bildungswerth des philosophischen Unterrichts geschätzt und ausgenützt wurde, und so sehr die einstigen Eleven gerade von dieser Seite der Anstalt mit dankbarer Erinnerung sprechen, die Philosophie diente doch immer nur als Mittel zum Zweck, und unter den großen Karlsschülern allen ist — außer Schiller — kein Philosoph zu nennen. Aber es fragt sich, ob Schelling nicht vielleicht auf anderen Bahnen der Wissenschaft mit Hilfe der angeborenen philosophischen Fähigkeiten zu ähnlicher, ja noch reinerer und weniger bestrittener Größe gelangt wäre.

[1] Nach Christoph Heinrich Pfaffs „Lebenserinnerungen“, Kiel 1854, S. 18 f. war der Umfang der Lehrgegenstände in der Karlsschule ein viel größerer als auf allen damaligen Universitäten. Sie umfaßte aber zugleich auch die vorbereitenden Stufen in streng methodischer Gliederung. Ich darf hiefür wohl auf mein Programm „Ueber den Unterricht in der Hohen Karlsschule“ (Programm des Stuttgarter Realgymnasiums 1873) verweisen.

In dem großen Komplex von Gegenſtänden des Studiums, den der Unterricht in der Karlsſchule vor dem Schüler ausbreitete, mochte ihn leicht ſchon damals jene Wiſſenſchaft locken, die er noch im Jahr 1797 (vgl. Leben S. 206, Brief vom 4. September 1797) ſich glücklich ſchätzen würde ſtudiren zu dürfen, weil ſie inniger als jede andere mit ſeiner alten Neigung für die Natur zuſammenhing, die Medicin, und dieſe Vorſtellung — welche Ausſichten eröffnet ſie vor unſerem Blick!

Wie ſehr man immerhin es tadeln mag, wenn wir noch einmal Vorausſetzungen erörtern, die in Wahrheit nicht eingetroffen ſind, es iſt denn doch ein zu verführeriſcher Gedanke, ſich Schelling als Jünger der Naturwiſſenſchaft in der Anſtalt zu denken, welche wie keine andere zum gewaltigen Fortſchritt, zur innern Erneurung der Naturwiſſenſchaft auf der Grenzſcheide des vorigen Jahrhunderts beigetragen hat, in der eben in den Jahren, um die es ſich für uns handelt, der Mömpelgarter Cuvier, fünf bis ſechs Jahre älter als Schelling, an der Spitze eines „naturhiſtoriſchen Vereins“ von Eleven ſtand, in welchem beſonders auch von den jüngern Genoſſen, Chriſtoph Heinrich Pfaff (dem ſpätern Kieler Profeſſor), den beiden Hartmann, v. Marſchall (dem nachherigen naſſauiſchen Staatsminiſter) u. A. mit einem wahren Feuereifer geſammelt und beobachtet wurde, während im Hintergrund, wenige Jahre älter, der geniale Kielmeyer ſtand, der jugendlichen Schaar den Ausblick in die dämmernde Ferne großartiger Gedanken erſchließend.[1]

[1] Man vergleiche über dieſe ganze Seite der Karlsſchule die „Lebenserinnerungen von Chr. H. Pfaff (geſtorben 23. April 1852). Kiel 1854, S. 34 ff., 54 ff. u. ſ. w.“ Sowie Cuviers Briefe an Chr. H. Pfaff aus den Jahren 1788—92. Herausgegeben von Dr. W. F. G. Behn. Kiel 1845.

Und wenn denn doch die Karlsſchule in dieſem Kielmeyer, dem Sohn eines armen herzoglichen Dieners in Bebenhauſen, einen Naturforſcher entdeckt und herangezogen hat, an dem die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft vor allem „das combinatoriſche Genie und die von wahrhaft philoſophiſchem Geiſt durchdrungene Ordnung,[1] die Strenge der Einzelforſchung gepaart mit phantaſievoller Beziehung auf das Ganze der Naturſchöpfung“ hervorhebt, wenn derſelben Karlsſchule Cuvier ſelbſt die Weite des Umblicks und den philoſophiſchen Geiſt zu verdanken bekennt, der ſeine großartigen Entdeckungen begleitet, wenn überhaupt für die damalige Naturwiſſenſchaft, wie uns das Beiſpiel Goethe's lehrt, die Verſchmelzung der exakten Forſchung mit dem auf das Allgemeine der Naturgeſetze gerichteten Denken ein charakteriſtiſches Bedürfniß[2] iſt, und eben dieſe Verſchmelzung nach dem Zeugniß der großen Karlsſchüler eine ſpecifiſche Frucht des dortigen Unterrichts war — warum ſollten wir nicht berechtigt ſein zu denken, daß Schelling auf dieſem Wege hohe Erfolge errungen hätte?

Der ahnende Tiefſinn ſeines Geiſtes rief ihn dahin, wo der geiſtige Puls der Zeit war. Dies war damals auf der einen Seite die Philoſophie, welche durch Kants gewaltige Erneurung, zunächſt in Deutſchland, übermächtig die Gemüther erregte, und war andererſeits, zunächſt außerhalb Deutſchlands, die Naturwiſſenſchaft ſeit den

[1] Pfaff a. a. O. S. 40 f. Martius, Denkrede auf Kielmeyer, Münchner Gelehrte Anzeigen Nr. 109 S. 878. Georg Jäger, Leben Kielmeyers, Acta Academiae Caes. Leopold. Carol. Vol. XXI P. III.

[2] Am intereſſanteſten tritt dies hervor in der Darſtellung, welche in: Alexander von Humboldt, eine wiſſenſchaftliche Biographie, herausgegeben von Karl Bruhns. Drei Bände. Leipzig 1872, von der Stellung Alexanders von Humboldt zu Goethe und zu Schellings Naturphiloſophie gegeben wird. I. S. 187 ff., 225 ff. Vgl. auch Kuno Fiſcher, Schellings Leben S. 47 ff.

bahnbrechenden Entdeckungen von Lavoisier, von Galvani und Volta; die beiden Gebiete zu verbinden ist merkwürdig frühe schon (1797) Schellings Bestreben geworden, ob er gleich vermöge seines Bildungsgangs nur innerhalb des einen stand; wie sollte es uns nicht nahe liegen zu fragen, ob nicht das Ergebniß ein günstigeres, ein reiner und ungetrübter die Gesammtentwicklung der Wissenschaft und des Menschengeistes förderndes gewesen wäre, wenn er mit seiner Hauptkraft auf der Seite der exakten Forschung gestanden hätte?

Gewiß, man mag diesen Gedanken müßig nennen, und wir wären die Letzten ihn so lange auszuspinnen, wenn er nicht dazu beitragen würde, von neuen Seiten Aufschluß über das eigentliche Wesen und den Umfang dieser vielseitigen und vieldeutigen Erscheinung zu geben und jenes immer wieder sich aufdrängende Problem zu erklären, wie ein von der Hand der Natur mit so verschwenderischer Fülle ausgestatteter und, wie man denken sollte, vor Vielen zur Weiterbildung der Menschheit berufener Geist einer so erhabenen Bestimmung nicht in dem erwarteten Maße genügen konnte.

Kehren wir nach Bebenhausen zurück.

Wenn es kühn war, den elfjährigen Knaben so weit vorgreifend den Unterricht der um fünf und sechs Jahre früher Geborenen theilen zu lassen, so werden wir andererseits ein zweifelhaftes Korrektiv dieser Kühnheit darin erkennen, daß er im folgenden Herbst 1787 mit einemmale um zwei Jahre zurückversetzt wurde, um mit der jetzt neu eintretenden „Zilling'schen" Promotion,[1] welche die (Aus-

[1] Die Promotionen wurden nach dem Primus bezeichnet, der in der Regel vom niedern Kloster an derselbe blieb. Dieser Zilling ist der Sohn des aus Schubarts Leben und Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit"

gangs 1770 oder) 1771 Geborenen umfaßte, erſt nach Jahresfriſt wieder auf der Stufe des Unterrichts anzulangen, für die er ſich ſchon vor zwei Jahren reif gezeigt hatte, vollends nun aber, daß ſich dieſer Rückgang im Herbſt 1789 mit der dritten Promotion abermals wiederholte.

So bekam alſo der arme Junge in den vier Jahren (Herbſt 1786 bis Herbſt 1790), während deren er an dem öffentlichen Unterricht in Bebenhauſen Theil nahm, zuerſt ein Jahr lang die zweite, höhere Hälfte des Penſums, dann zwei Jahre lang das ganze, und endlich noch einmal ein Jahr die erſte Hälfte — gewiß eine Bildungsmethode, die, an ſich widerſinnig, vollends eine begabte Natur zu Grunde zu richten geeignet war. Daß Schelling trotzdem weder in ſchlaffe Indolenz verſank, noch einem gründlichen Widerwillen gegen die repetita crambe des Latein und Griechiſch in ſich Raum gab, läßt ſich nur damit erklären, daß er ſeine Hauptfreude in den Studien außerhalb des öffentlichen Unterrichts, namentlich in der vielſeitigen und gründlichen Durchdringung des klaſſiſchen Alterthums fand, bleibt aber auch ſo noch ein bedeutendes Zeugniß für die elaſtiſche Kraft ſeines Geiſtes und den energiſchen Wiſſens- und Forſchenstrieb, der ihn in ſo früher Jugend ſchon beglückte.

Um ſo mehr werden wir bedauern, daß in dieſen drei Promotionen keine hervorragenden Köpfe waren,[1] welche das Einerlei des wiederholten Unterrichts zu beleben und ſein Streben durch regen Wetteifer zugleich zu vertiefen

bekannten Specials von Ludwigsburg. Die vorangehende Bebenhäuſer Promotion hieß die Leutwein'ſche, die nachfolgende die Hauber'ſche.

[1] Ueber die zweite Promotion findet ſich ſogar in einem Reſkript vom September 1790 (in den Stiftsakten) das üble Zeugniß: „Die im Herbſt 89 aus Bebenhauſen gekommene Promotion iſt in studiis ſehr ſchwach".

und zu einer Quelle gemeinſchaftlichen Genuſſes zu machen im Stande geweſen wären.[1] Aber auch ſonſt ſcheint ſein Leben damals ohne den Reiz einer Jugendfreundſchaft geblieben zu ſein, der ſonſt gerade für geiſtige Naturen das höchſte Glück der Kloſterjahre auszumachen pflegt, und allerdings läßt ſich zum voraus denken, daß die jungen Leute mit ſeltſamen Augen auf das „Wunderkind" blicken mochten, dem ſpielend gelang, was ſie mit ſaurer Mühe doch nicht in dieſer Vollendung zu Stande brachten.

Glücklicher war er offenbar mit ſeinen Lehrern. Zwar von dem Prälaten M. Georg Gottfried Tapp (geb. 1720) iſt in der Lebensbeſchreibung wenig die Rede; er war lange Profeſſor am obern Gymnaſium in Stuttgart geweſen und galt für eine Säule der Kirche. Erſter Profeſſor war nun ſeit 1783 Schellings Vater, den wir bereits als eine 129.
gediegene Gelehrtennatur kennen. Seiner Lieblingsbeſchäftigung mit den orientaliſchen Sprachen gemäß hatte er vorzugsweiſe das Hebräiſche unter ſich, während er in das Lateiniſche mit ſeinem Kollegen ſich theilte, der ſeinerſeits das Graecum zu ſeinem beſondern Felde genommen hatte. Dieſer, M. Johann Friedrich Reuchlin (geboren 1741 und zuvor Pfarrer in Metterzimmern), hatte, wie zahlreiche Belege zeigen, ſeine beſondere Freude an dem praecox ingenium des jungen Schelling und konnte ſich's nicht verſagen, ihm dann und wann in einem ſinnigen Diſtichon

[1] Auch in dieſer Hinſicht wird man wieder unwillkürlich an die Karlsſchule
132 f. erinnert, wenn man bei Pfaff a. a. O. (z. B. S. 34 ff. 56 ff.) von dem geiſtig fördernden und innerlich beglückten Zuſammenleben der ſtrebſamen und hochbegabten jungen Leute lieſt, welche in dem „Chevaliersſaal" unter der Leitung Cuviers zuſammenwohnten, der ſich damals ſchon als ein Fürſt der Geiſter erwies.

ſeine Zufriedenheit kund zu geben, während der Vater in dieſer Beziehung zurückhaltend war.

Die Leiſtungen des „Kleinen“ — er war, wie der Biograph verſichert, ſelbſt für ſein Alter klein — waren nun in der That ſtaunenswerth. Es gibt unter den Knaben Naturen, die von einer Anſtrengung beim Lernen nichts wiſſen, denen die Dinge gleichſam auf halbem Wege entgegenzukommen ſcheinen. Wo bei Andern ſchon das erſte Begreifen eine energiſche Koncentration des Denkens und die Einprägung des Begriffenen die mehrfache Wiederholung derſelben Vorſtellungsreihe erfordert, ſehen wir dort eine glückliche Organiſation ſelbſt verwickeltere Denkprozeſſe wie unbewußt vollziehen und ihr Ergebniß dauernd dem geiſtigen Beſitz einfügen, wobei noch überdies Vieles, was ſonſt gelernt oder mühſam gefunden werden muß, bei ihnen durch Analogie mit Vorhererkanntem gleichſam ſchon fertig im Geiſte liegt.

Wenn eine ſolche Geiſtesanlage an ſich nicht ungefährlich iſt, weil ſie der wohlthätigen Wirkungen der Arbeit und Anſtrengung zu ſehr entbehrt, ſo finden wir bei dem Knaben Schelling jedenfalls keine Spur von jener läßlichen Bequemlichkeit, jener intereſſeloſen Sattheit, die ſonſt ſo oft eine außergewöhnliche Faſſungskraft begleiten. Munter und unverdroſſen, daneben auch in den Freiſtunden recht herzlich muthwillig und „arg unmüßig,“ wie ihn ſeine Schweſter mit ächt ſchwäbiſchem Ausdruck bezeichnet (Leben S. 21), übt er ſein ſprudelndes Kraftgefühl an allem, was ihm in den Weg kommt. Er hat in ſeiner Art nichts von der geduldsvollen Aneignung des Fremden, die wir an Hegel kennen, welche die Dinge durchaus läßt wie ſie ſind und ſich ſo ſehr wie möglich paſſiv zu ihnen verhält:

er geht ihnen entgegen, er erfaßt ſie in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes, und die Perception wird ſofort zur Apperception in dem Sinn, daß mit dem Gegenſtand zugleich die Stimmung, die er erweckt hat, das Urtheil über ihn im Geiſte ſich anſetzt.

Kein größerer Gegenſatz überhaupt, als der Knabe Hegel und der Knabe Schelling, nicht nur in Temperament und Lebensgewohnheiten — das liegt auf der Hand — ſondern ſelbſt im intellektuellen Verhalten: dort jene Bedächtigkeit, jenes langſam ſtetige, methodiſch von Einem zum Andern ſchreitende, überall mit bewußter Prüfung der Methode, auf ſolidem Fundament ſich vollziehende Lernen; hier ein raſtlos von Dieſem zu Jenem überſpringender, kecker Geiſt, der ſich an allem verſucht und den es immer von Neuem reizt, bald hier bald dort ſeine Kraft zu zeigen, vor allem, wie ſich denken läßt, im Produciren. Der junge Hegel mit ſeiner rieſigen Beharrlichkeit war fähig, die ſämtlichen Brunck'ſchen Noten zum Sophokles einfach abzuſchreiben, der junge Schelling macht dafür eigene Obſervationen zum Pindar. Jener ſagt ſich, daß für den Lernenden nichts ſo werthvoll ſei wie die Einſicht, daß die eigenen Einfälle nichts taugen, um ſich ihrer völlig zu entwöhnen, Dieſer füllt den Rand ſeiner Klaſſikerausgaben mit Parallelſtellen und Konjekturen, die ihm unter dem Leſen in den Sinn kommen. Der Eine hält ſich mit Bewußtſein und Vorbedacht ſelbſt zurück, um die Kraft des Intellekts in ruhiger Stetigkeit wachſen und anſchwellen zu laſſen und hat damit vielleicht den einzig möglichen Grund zu der künftigen Größe ſeines urſprünglich ſpröden Geiſtes gelegt; der Andere ſtürmt in fröhlichem Kraftgefühl von Aufgabe zu Aufgabe, er glaubt auch die ſchwerſte

nicht zu ſchwer, weil ihm noch keine verſagt hat, und verderbt ſich damit vielleicht für die ſpätere Zukunft die vollgeſammelte Wirkung ſeiner an ſich auf das Höchſte angelegten Begabung.

Genauer angeſehen liegt der Unterſchied tiefer: Hegel, in den von uns betrachteten Jugendjahren, achtet auf die logiſchen Beziehungen der Dinge, Schelling auf ihr Werden und die reale Kauſalität; bei jenem iſt das Organ des Lernens und Fortſchreitens durchaus das begreifende Erkennen, hier weſentlich zugleich die innere Anſchauung; dort iſt zunächſt diskurſives, hier in erſter Linie intuitives Denken; demgemäß findet der Eine ſeine Freude an der Reproduktion, während dem Andern jedes Reproduciren unter der Hand zum frei nachbildenden Produciren wird, auf das ſeine ganze Natur mit Macht ihn hindrängt.

Nichts iſt hiefür ſo unterrichtend, als die Art, wie Schelling ſeine Aufgaben ausarbeitet. Er ſcheint ſich hier nicht genug thun zu können mit frei übernommener Arbeit; hat er heute den Lehrer durch Diſticha erfreut, ſo gibt er über acht Tage eine ſapphiſche Ode und in der folgenden Woche griechiſche Verſe in epiſchem oder meliſchem Maße.

Dem Biographen lagen noch vier Exercitienhefte aus der Bebenhauſer Zeit vor (Leben S. 15). Die erſte dieſer Arbeiten, vom 20. Oktober 1786, iſt die Ueberſetzung eines Thema's über die Hauptbeweiſe für den göttlichen Urſprung der heiligen Schrift, ein Lieblingsgegenſtand der damaligen Theologie, und die beigefügten Verſe behandeln die Erfüllung der altteſtamentlichen Weiſſagungen als Beweis für die Inſpiration der bibliſchen Bücher. Profeſſor Reuchlin war über die Leiſtung des elfjährigen Apologeten ſo entzückt, daß er „im Geiſte in ihm bereits den einſtigen

Hort der Orthodoxie ſah, auf welchem man in Württemberg ſtets wie auf den Meſſias ſelber harrte" (Leben S. 16).

Von den Hebdomadarien ſelbſt theilt die Lebensbeſchreibung keine Proben mit, ſie begnügt ſich damit, das Urtheil Karl Ludwig Roths anzuführen, dem eines dieſer Hefte mit etwa 20 Hebdomadarien aus den Jahren 1788 bis 1790 vorlag, wornach ſich in dieſen Arbeiten des dreizehnjährigen Knaben nicht bloß eine Sicherheit in der lateiniſchen Grammatik zu erkennen gibt, die man jetzt ſelten am Ende des Laufs durch das niedere Seminar vorfinde, ſondern eine entſchiedene Anlage zum lateiniſchen Stil. Ueberdies ſei nicht nur ein anſehnlicher Theil des Hebdomadars jedesmal auch in griechiſche Proſa überſetzt, ſondern immer auch lateiniſche Verſe in ziemlicher Anzahl, anfangs lauter Hexameter, ſpäter Diſticha, von 1790 neben dieſen griechiſche Hexameter, und deren nicht wenige, der lateiniſchen Kompoſition beigefügt, wie ſich denn z. B. ein von den Kreuzzügen handelndes Thema neben lateiniſcher und griechiſcher Ueberſetzung in 61 lateiniſchen und 74 griechiſchen Hexametern ausgeführt finde.

Erkennen wir hieraus ſchon mit Staunen die Stärke des Produktionstriebs und die unglaubliche Verſatilität des Knaben, ſo geben uns nun die einzelnen Proben, welche der Biograph S. 17 ff. wenigſtens von den lateiniſchen Poeſieprodukten mittheilt, eine deutlichere Vorſtellung von der Gedankenwelt, die ſich in dieſem kleinen Kopfe ſpiegelt. Zwei größere Dichtungen hebt er hervor; von der einen, Ad Angliam, in 81 Diſtichen, gibt er den Gang und ausgewählte Stellen, die andere, De origine sermonis humani vom 25. Mai 1790 in 47 Hexametern theilt er ganz mit.

Es ſind merkwürdige Verſe, die wir hier von einem ſo jungen Menſchen kennen lernen, höchſt merkwürdig ſchon durch die rhythmiſche Bewegung der auch in der Cäſur fehlerlos gebauten Hexameter; dieſer feinfühlige Rhythmus, der doch offenbar inſtinktiv iſt, zeugt ganz entſchieden von einer künſtleriſchen Anlage. Dabei iſt die Sprache, welche unverkennbar in der ovidiſchen Leichtigkeit ihr gefälliges Vorbild fand, ſo weit entfernt von centoartiger Aneinanderreihung von Phraſen aus dem gradus ad Parnassum, ſo angenehm im leichten Fluß der mühelos hervorperlenden Wendungen, Metaphern und Gleichniſſe, das Kolorit nicht nur, auch der ganze Wurf hat etwas ſo ächt Lateiniſches, daß man aufs Neue dieſe Kraft bewundert, durch Ahnung und Nachempfindung das Eigenthümliche fremder Erſcheinungen in Form und Weſen zu erfaſſen und mit ſpielender Gewandtheit wiederzugeben.

Und noch ein weiteres Stück von poetiſcher Ausrüſtung läßt ſich verzeichnen: zwar die Erfindung ſelbſt iſt nicht eben reich und original, ſie hält ſich vielmehr vorherrſchend an konventionale Formen, wie denn z. B. bei dem Lobgedicht auf England die Himmliſchen alle erſcheinen, dem neugeſchaffenen Eiland ihre Gaben darzubringen und ſeine künftige Größe vorauszuſagen. Aber die ganze Art der Stoffbehandlung iſt eine ächt poetiſche, weil ſie auf innerlich geſchauten Bildern, auf einem Emporquellen des Gegenſtandes in der Empfindung beruht: man fühlt es deutlich, der Stoff iſt durch eine energiſch bewegte Innerlichkeit hindurchgegangen und hat hier Mark und Blut und Affekt gewonnen. Und damit verbindet ſich nun eine wunderbare Gabe des Blicks, eine eigentliche Spürkraft für das Eigenſte des dargeſtellten Gegenſtandes, die ſich als Kind

der dichteriſchen Empfindung ſchon dadurch erweist, daß ſie die Darſtellung ſtets in die richtige Stimmungsfarbe zu kleiden verſteht. So iſt in dem Poem auf England z. B. der Mannesſtolz des Britten, der Rechtsſinn, das trotzige Unabhängigkeitsgefühl des Einzelnen wie der Nation recht gut gefühlt und in einer Weiſe wiedergegeben, die nichts von Puerilem an ſich hat.

Ganz ſeltſam berühren uns die gelegentlichen Reminiſcenzen an moderne Dichter, weil ſie mit überraſchender Sicherheit in römiſches Gewand gehüllt erſcheinen. So erinnert in dem zweiten Gedicht über den Urſprung der Sprache die Schilderung von Adam und Eva inmitten der umgebenden Schöpfung unwillkürlich an Milton, ihr ſeliges Staunen aber, nachdem ſie durch plötzliches Geſchenk von oben der Sprache theilhaftig geworden, an das entzückte Zwiegeſpräch von Abbadonna und Abdiel nach ihrer Erſchaffung, im zweiten Geſang von Klopſtocks Meſſias. Freilich iſt eben an dieſer Stelle das Bild der hilfloſen Verlegenheit des zärtlich liebenden Paares in ſeinem ſtummen Zuſtand und dann die Vorſtellung, wie ſie auf das göttliche Werde! hin ſofort ſich in Reden gegen einander ergießen, ungemein naiv und drollig.

— Miris

Primus homo conjuxque viri tunc sensibus ambo
Huc illuc diducti animo: vox deerat amica.
Quondam cum miseris homines se vultibus ambo
Lumina defixi aspicerent, tum cœla repente
Ingenti patuere igni et vox lapsa „LOQUARIS.“
Tum subito sermone fluunt, sermonibus ambo
Effundunt sese: — quaenam haec nova forma? —
quid hocce?

Quod nomen dulci dono des? Impiger Adam
Terra prostratus supremum numen adorat.

Angesichts solcher Leichtigkeit der Produktion, welche die Verse nur so hinzuwerfen verstand, stans pede in uno, wie der alte Lucilius, ist es gewiß ein Beweis von der ruhigen Besonnenheit des Jünglings, wenn er sich niemals, wie es scheint, dem Glauben hingegeben hat zum Dichter geboren zu sein. Denn in der That war er es nicht.

Schelling hat sich nur selten in seinem späteren Leben in deutscher Poesie versucht, fast nur so lange er in der poetischen Treibhausluft des romantischen Kreises in Jena sich befand. Aus dieser Zeit stammen die im ersten Band des Lebens S. 282—293 mitgetheilten Dichtungen: zunächst das bekannte „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens" in Goethe's Hans Sachsischer Manier, dann die wenigen Versuche in Stanzen und Terzinen. Sie zeigen uns, daß denn doch die innere Anschauung bei ihm zu sehr mit schwerem Gedankengehalt versetzt, daß der Stoß der Phantasie nicht energisch genug ist, um Bild und Gedanken in unmittelbarer Einheit zusammenzuführen; und auch in dem den platonischen Dialogen nachgebildeten Gespräch Clara, das nach Kuno Fischers sehr einleuchtender Vermuthung (S. 211) die Frucht der tiefen Erschütterung durch Karolinens Tod, also auch in seinem Ursprung wesentlich poetische Schöpfung ist, finden wir z. B. in den Schilderungen der Oertlichkeiten, der Situationen, selbst der Charaktere, so eingehend sie zum Theil gehalten sind, nicht das Walten jener wahrhaft dichterischen Phantasie, welche den für die Anschauung wesentlichen, die Einbildungskraft des Lesers befruchtenden Punkt zu treffen weiß.

Gewiß, die Phantaſie iſt nicht die Grundform ſeines Talents: ſo lebhaft ſie iſt, ſie ſchafft doch nicht für ſich, ſie wirkt nur begleitend, unterſtützend; ſie äußert ſich vorzugsweiſe in der wunderbaren Gabe der Intuition, welche wie durch geheimnißvolles Ahnen das tiefſte Räthſel der Dinge zu erſchließen und die unausgeſprochen in der Luft der Zeit ſchwebenden Tendenzen zu faſſen und zu bannen verſteht. Aber von einer klaren und ruhigen Beſonnenheit geleitet denkt ſie nie daran, ſich dem willkürlichen Spiel phantaſtiſcher Launen und Sprünge zu überlaſſen.

Finden wir ſchon in dieſer unzweifelhaft auf Naturanlage beruhenden Eigenthümlichkeit einen ausgeſprochenen Gegenſatz zu dem geiſtreichen Selbſtgenuß einer verwöhnten Phantaſie, der für Friedrich Schlegel, für Novalis bezeichnend iſt, ſo gilt es nun doppelt, gegenüber jenen merkwürdigen Proben eines überaus glücklichen Talents, das mit angeborener Leichtigkeit über das Schwierigſte wegſetzt, gegenüber jenen angenehmen lusus ingenii, den tiefen und wuchtigen Ernſt zu betonen, der für das unbefangene Urtheil aus dieſen Arbeiten des Knaben und Jünglings hervortritt. Bei allem, was man von ihm hört oder zu leſen bekommt, ſpürt man ein ſolides und mächtiges Fundament, ein ebenſo weites und freies als klares und ſicheres Denken und ein feſt begründetes, durch und durch gediegenes Wiſſen, zumal in philologiſchen Dingen. Dieſe in der Raſchheit und Mannigfaltigkeit ihrer Erfolge ſo leicht, ſo beſchwingt, ſo überſpringend erſcheinende Natur trägt doch, ſobald man ihr auf den Grund geht, zugleich ſo ſehr das Gepräge des Kernhaften und ſicher in ſich Geſchloſſenen an ſich, daß man jenen Namen des „ſchwäbiſchen Granit," der ihm in den

geiſtreichen Cirkeln der Romantiker angeheftet wurde, vollauf begreift.

Eine markigfeſte und mit ruhigem Selbſtvertrauen auf ſolidem Grunde ruhende Natur, ſo ſteht er ſchon in ſeiner jugendlichen Geſtalt vor uns da, ein praecox ingenium allerdings, aber weit entfernt von jener unreifen Oſtentation, jener vorzeitigen Gluth der Sinnlichkeit, jener frivolen Ironie, jenem „Ich, dem es mit nichts Ernſt iſt als mit ſich," und all den andern Zügen ähnlicher Art, die wir an ſeinen ſpäteren Genoſſen aus den Kreiſen der Romantik ſo vielfach bemerken.

Inzwiſchen iſt unſer Freund fünfzehn ein halb Jahr alt geworden. Dem regelrechten Gange nach hätte der Vater im Herbſt 1791 verſuchen mögen, ſeinen Sohn, der noch immer nur in außerordentlicher Weiſe, als hospes, dem Unterricht der Promotion folgte, mit dieſer durch beſondere Konſiſtorialverfügung vorzeitig in's Stift zu bringen. Bei der augenſcheinlichen Reife deſſelben verſucht er es ſchon im Herbſt 1790. Er bittet um Einreihung ſeines Sohns in die Maulbronner Promotion, welche mehrere Alumnen durch Ausſtoßung verloren hatte. Die Sache iſt ſchwierig, der Geheimerath wird zugezogen, der Vater eilt ſelbſt nach Stuttgart, er macht die ausgezeichneten Zeugniſſe ſeines Sohnes geltend, er verweist auf einen früheren Vorgang, der ſich noch glücklich aus den Akten konſtatiren ließ, er geht von Haus zu Haus: ſo wird endlich die Genehmigung ertheilt, und am 18. Oktober 1790 geht Schelling in das nahegelegene Tübingen ab, eines jener merkwürdigen Beiſpiele von früh begonnenen Univerſitätsſtudien, und tritt, vom Rufe voraus angekündigt, als Novitius in das Stift ein, wo ihm Hölderlin

und Hegel in der Würde von „neuen Magiſtern“ entgegentreten.

Mit nicht geringen Erwartungen folgt ihm der Blick zur Hochſchule nach, nicht ohne den ſorglichen Wunſch, daß ſein mächtig vordringender Geiſt, der immer dem, was kommen wird, auf der Spur zu ſein ſcheint, nicht in der einzelnen Zeitgeſtalt aufzugehen, ſondern aus jeder den ewigen Gehalt in das eigene Weſen aufzunehmen lernen möchte.

Das Tübinger Stift

in der Studienzeit

von

Hölderlin, Hegel und Schelling.

Aedes Deo et Musis sacrae. 1.159.
Alte Inſchrift am Stiftsthor.

Wenn wir im Bisherigen die getrennten Bahnen der drei Studiengenoſſen jede für ſich bis zu dem Punkte verfolgt haben, wo ſie im theologiſchen Stipendium in Tübingen zuſammentreffen, ſo gilt es nun, den ſpecifiſchen Charakter dieſer Anſtalt, in der ſie fünf Jugendjahre von der höchſten Bedeutung für die geiſtige Ausbildung des Menſchen verbracht haben, in ähnlicher Weiſe uns klar zu machen, wie wir dies bereits mit den vorbereitenden Schulen gethan haben.

Durch zwei Bildungsanſtalten von durchaus eigenthümlicher und mit nichts Aehnlichem außerhalb des Landes zu vergleichender Art hat ſich Württemberg um die Geſammtbildung der Nation nicht unerhebliche Verdienſte erworben, beide von württembergiſchen Herzogen, den bedeutendſten der ganzen Reihe, mit ihrem Lebensgeiſt erfüllt, ſonſt aber auf den erſten Blick ſo unähnlich unter ſich, als es nur immer ſich denken läßt, ſo entgegengeſetzt unter ſich, wie eben der Herzog Chriſtoph hier und Karl Eugen dort: die eine nur für Theologen beſtimmt, die andere eben nur die Theologen von ihrem ſonſt univerſalen Plane ausſchließend; 131.

die eine ebenso entschieden ein Kind des Reformationszeitalters wie die andere des „philosophischen" Jahrhunderts der Aufklärung; die eine schlicht, unscheinbar, oft gehöhnt und verspottet, die andere von dem ganzen „Lustre" eines glänzenden Hofs bestrahlt; die eine in Kraft des einmal in sie gelegten Lebensprincips von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter wirkend und auch jetzt wieder das Centennarium ihrer alma mater in heiterer Frische mitbegehend, die andere nach beispiellosem Flor mit dem Ableben ihres fürstlichen Begründers plötzlich und unwiderruflich zusammengebrochen.

Und doch, wenn man etwas tiefer blickt, sind der verwandten Züge zwischen Stift und Karlsschule nicht wenige, nach Wesen und Wirkung: beide sind Konvikte, auf geregeltes Zusammenwohnen der Zöglinge begründet, und beide bedenken sich darum nicht, die Freiheit derselben durch sehr bestimmte Gesetze und konsequente Aufsicht zu beschränken, welche bei der einen mehr einen mönchischen, bei der andern mehr einen militärischen Anstrich hat; beide sind hierin weit über das nothwendige, zum Theil auch über das zulässige Maß hinausgegangen und haben durch Verkennen der jugendlichen Natur und ungenügende Unterscheidung zwischen den äußerlichen Anforderungen der Ordnung und den innern Geboten der Sittlichkeit, die eine mehr nur in einzelnen Perioden, die andere regelmäßig und principiell, die Reinheit ihrer Wirkungen beeinträchtigt; beide erkennen in der methodischen Leitung der Studien eine wesentliche Ursache ihrer Erfolge und bringen hiefür ein System von besondern Veranstaltungen in Anwendung; beide erstreben in intellektueller Hinsicht als oberste Aufgabe die Heranbildung zu selbständiger Arbeit und wollen durch maßvolle äußerliche Beschränkung zu

innerer Freiheit in der Wiſſenſchaft erziehen; bei beiden finden wir demgemäß, wenn nicht immer, doch zu Zeiten, den leidigen Kontraſt zwiſchen einer großen Auffaſſung der wiſſenſchaftlichen und einer niedern Anſchauung von der ſittlichen Aufgabe der Erziehung; beide endlich ſehen wir in ihren Wirkungen weit über ihre urſprüngliche Beſtimmung, weit über die Gränzen des Landes, ja der Zeit hinaus ſich erſtrecken, beide durch viele Namen von hervorragendem und einige von weithin und lange dauerndem Klang verherrlicht, und von jenen wenigen Namen, welche, ſo viel wir uns denken können, allen Zeiten groß erſcheinen werden, darf, was gewiß in hohem Grade beachtenswerth iſt, jede einen den ihrigen nennen, Johannes Kepler die eine, Friedrich Schiller die andre.

Eine merkwürdige Verwandtſchaft gewiß, aber in Wahrheit nicht auf einem Spiel des Zufalls, ſondern auf bewußter und wohlüberlegter Nachbildung beruhend. Man darf es wohl als ein wichtiges Zeugniß für die innere Bedeutung des Tübinger Stipendiums geltend machen, daß ein Fürſt von ſo völlig abweichender Denkungsart und Lebensführung, zugleich aber von ſo ſcharfem Blick in pädagogiſchen Dingen, daß der katholiſche Karl Eugen das evangeliſch-theologiſche Stift in principiellen Beziehungen als Vorbild für ſeine Lieblingsſchöpfung benützt und zu den erſten Organen, um ſeine Idee ins Leben zu führen, eine Anzahl von blutjungen Magiſtern gewählt hat, wie er denn auch, namentlich in ſeinen letzten Lebensjahren, der Tübinger Anſtalt faſt mit dem gleichen warmen Herzensantheil wie ſeiner geliebten Karlsſchule zugethan geweſen iſt. [1]

[1] Sehr intereſſant und wahrhaft wohlthuend ſind die Mittheilungen, welche bei Schnurrer, Erläuterungen der würtembergiſchen Reformations-Kirchen- und

Das Tübinger Stift ist unbedingt unter allen Eigenthümlichkeiten der älteren Landesgeschichte eine der ersten und wichtigsten, und wenn es einst ein württembergischer Fürst als „das edelste Kleinod Unseres Herzogthums“ bezeichnet hat (Eberhard Ludwig in dem Befehl vom 7. Oktober 1704. Reyscher, Gesetzsammlung XI, 2, S. 173), so kann noch heute, wer die Geschichte seines Heimatlandes liebt, und zumal wer selbst einen guten Theil seiner Bildung dem Stift verdankt, nicht ohne Pietät und herzliche Verehrung an diese bei mancherlei Mängeln doch hochwürdige Anstalt und das unermeßliche Kapital von Geist und Bildung denken, das sie seit drei Jahrhunderten hervorgelockt und in weitere Bezirke in Umlauf gebracht hat.

Claustrum hoc cum patria statque caditque sua. So lautete die Inschrift (vom Jahr 1619), welche einst in goldenen Lettern über dem Stiftsthor prangte. Ganz aus der Anschauung des Reformationszeitalters hervorgegangen, hat dieser Spruch innere Wahrheit, sofern er den tiefen geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Land und der Anstalt bezeichnet. Man kann sich die Geschichte des württembergischen Landes in den vergangenen Jahrhunderten ohne das Stift kaum denken: so mächtig sind seine Wirkungen, und nicht bloß auf die theologischen Kreise, gewesen; es hat nicht allein durch die Heranbildung fast sämmtlicher Lehrer auf allen höheren Stufen des Unterrichts sehr viel zur Bildung der maßgebenden Klassen beigetragen und überhaupt die herrschende Geistesrichtung im

Gelehrtengeschichte, Tübingen 1798, S. 526—534 hierüber zu finden sind. — Für die Karlsschule und ihre Organisation sei wieder auf mein Programm „Ueber den Unterricht in der hohen Karlsschule“ (Stuttgarter Realgymnasium 1873) verwiesen.

Lande beſtimmt, ſondern ein guter Theil der ſchwäbiſchen Eigenart in den altwürttembergiſchen Zeiten nach Vorzügen und Mängeln hat, wenn nicht ſeine Wurzel, doch ſeine Nahrung und Erhaltung im Stift gefunden, weil es in früherer Zeit durch ſeine Beneficien die guten Köpfe an ſich zog und ſo die in ihm Gebildeten einen, wie der Zahl nach bedeutenden, ſo durch hervorragende Tüchtigkeit doppelt ins Gewicht fallenden Beſtandtheil der leitenden Kreiſe ausgemacht haben.

Dieſe Wirkungen konnte das Tübinger Stift nur deßhalb ausüben, weil es die ſpecifiſche Schöpfung und der ächteſte Ausdruck des ſchwäbiſchen Geiſtes in derjenigen Periode iſt, welche für die Geſchichte Württembergs entſcheidend geworden iſt.

Mit der Reformation löst ſich das württembergiſche Land von dem gemeinſamen Grundſtock des ſchwäbiſchen Stammes ab, um in viel-höherem Maß als bisher eine ſelbſtändige und eigenthümliche Bahn der Entwicklung für ſich zu durchlaufen, und wie die feſten und dauernden Formen des Staates, welche mit einer anderwärts unbekannten Beharrlichkeit bis zu den gewaltſamen Erſchütterungen am Anfang unſeres Jahrhunderts unverändert in Giltigkeit geblieben ſind, in jenen Tagen begründet wurden (Tübinger Vertrag 1514), ſo auch alle die verſchiedenen Lebenserſcheinungen, durch welche Württemberg im Unterſchied von den ſonſtigen Gliedern des ſchwäbiſchen Stammes ſeine beſondere Bedeutung für das Leben der Nation gewonnen hat.

Vergegenwärtigen wir uns den damaligen Gang der Dinge. Mit der jener Zeit überhaupt und dem ſchwäbiſchen Naturell noch beſonders eigenen Innigkeit des religiöſen

Gefühls hat das Volk die neue Lehre in Herzen und Gemüther aufgenommen; im Kampf mit der äußern Gewalt, mit dem eingedrungenen Fremdling iſt der Glaube errungen, in wiederholten Gefahren, welche in Furcht und Hoffnung bis in die unterſten Schichten des Volkes nachzittern, aufs Neue geſichert worden; die Liebe zum angeſtammten Fürſtenhaus, durch Chriſtophs edle Geſtalt zu erhöhter Wärme gehoben, hat ſich mit der Sorge um das Evangelium unlösbar verkettet: ſo wird, ähnlich wie in England um die- f. 106.
ſelbe Zeit, der Proteſtantismus nicht nur zum höchſten Gut und Hort des Volkes, alle Kräfte zu ſeiner Vertheidigung aufrufend, ſondern zur eigentlichen Lebens- und Triebkraft des jetzt innerhalb ſeiner Gränzen ſich beſtimmt in ſich abſchließenden Staates, und die exponirte Stellung dieſes württembergiſchen Proteſtantismus, der „wie ein in den katholiſchen Süden hineinragender, von mächtigen Nachbarn bedrohter Vorpoſten“ erſcheint, nöthigt zu fortgeſetzter Wachſamkeit und folgerichtiger Ausbildung der hiedurch geforderten Kräfte und Eigenſchaften.

Unter dieſem Geſichtspunkt hat man das theologiſche Stift in Tübingen zu betrachten, wenn man es geſchichtlich richtig verſtehen will: es war die feſte Burg des württembergiſchen Proteſtantismus, es war der Ort, wo die geiſtigen Waffen zur äußern Sicherung und innern Weiterbildung des Errungenen geſchmiedet wurden, und man mag die liberalen Spötter nur auf den einen Geſichtspunkt verweiſen, wie es wohl mit der deutſchen Geſammtentwicklung gegangen ſein möchte, wenn nicht von dieſem Bollwerk der Geiſtesfreiheit im deutſchen Süden aus das Herzogthum Württemberg, der einzige kräftigere Stützpunkt der neuen Lehre im katholiſchen Oberdeutſchland,

dem Proteſtantismus erhalten geblieben wäre, von dem doch allein eine Erneurung des deutſchen Geiſtes vollbracht werden konnte.[1]

Iſt aber, wie wir glauben, das Stift die gemeinſame Frucht des ſchwäbiſchen Geiſtes und des Geiſtes der Reformationszeit, ſo erklärt ſich aus dieſer Vereinigung der wirkenden Kräfte, daß das Stift in ſeinem Geſammtbild nicht nur diejenigen Züge, welche allgemein als das Beſondere der ſchwäbiſchen Stammesart anerkannt ſind, gleichſam in koncentrirter und ſelbſt in die Einſeitigkeit des Extrems verfolgter Erſcheinung darſtellt, den „tiefgrabenden Ernſt“ — ein Lieblingsausdruck der ältern ſchwäbiſchen Theologen —, der ſich nicht mit der Oberfläche der Dinge begnügt und mehr auf das Weſen als die Erſcheinung hält, die Vorliebe für eine ſtille und in ſich gekehrte Lebensweiſe, den Mangel an Erfahrung und Weltkenntniß, vor allem aber den idealiſtiſchen, auf das Ueberſinnliche gewendeten Zug des Geiſtes, ſondern auch jene andern Eigenheiten, welche, an ſich wohl auch im ſchwäbiſchen Naturell angelegt, doch erſt durch den Proteſtantismus ihren Inhalt und die treibende Kraft empfangen haben, den Geiſt der Kritik, die innere Unabhängigkeit des Individuums in den höchſten Beziehungen des Denkens und Wollens, den energiſchen Zug auf rückſichtsloſe Erkenntniß der Wahrheit, wiederum nicht ohne die dieſer Richtung nahe liegenden Ausſchreitungen nach der einen oder der andern Seite.

[1] Von Nicolai, Reiſen, Band XI. S. 55 wird dies anerkannt: „dieſes Stift hat um die Erhaltung des Proteſtantismus in Wirtemberg und mittelbar in ganz Deutſchland wahre Verdienſte.“ Uebrigens war dieſer Geſichtspunkt zuvor von Spittler, wirtembergiſche Geſchichte S. 162, ſehr betont worden.

Und indem nun das Stift in den einmal gegebenen Formen und feſten Ordnungen ſich durch die Jahrhunderte fort erhielt, war es in hervorragendem Maße geeignet, dieſen Eigenthümlichkeiten als Stützpunkt zu dauerndem Beſtand zu dienen, und es iſt in der That bemerkenswerth, wie ſehr eine eingehendere Beſchäftigung mit den älteren Zuſtänden des Stifts bei allem Unterſchied des wechſelnden Zeitcharakters doch von einer auffallenden Uebereinſtimmung in den fundamentalen Zügen zeugt.

Es darf hiebei allerdings nicht überſehen werden, daß der Geiſt des Proteſtantismus in derjenigen Zeit, welche dem Stift ſeine dauernde Begründung gegeben hat, in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts nicht mehr in der vollen freudigen Triebkraft ſeines erſten jugendlichen Hervortretens gewirkt hat. Von allem Anfang an ſind deßhalb dem Organismus dieſer merkwürdigen Anſtalt gewiſſe Spuren einer ſcholaſtiſchen Richtung beigemiſcht, und eine eingehendere Behandlung der Stiftsgeſchichte hätte weſentlich die Aufgabe, die Auseinanderſetzung dieſer beiden disparaten Elemente, des kritiſchen und des ſcholaſtiſchen, welche in der Geſchichte des Proteſtantismus überhaupt von Bedeutung iſt, in der wechſelnden Geſtaltung des Stipendiums nachzuweiſen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine derartige Anſtalt, welche, auf Grund einer gewiſſen Lebensanſchauung geſtiftet, weſentlich die äußeren Formen gibt und den erfüllenden Inhalt von den leitenden Perſönlichkeiten erwartet, hinſichtlich ihres Werthes von dem Charakter der betreffenden Zeitperioden abhängig iſt. Man wird es deßhalb begreiflich finden, daß das Stift in den dürren Zeiten einer ſtarren Orthodoxie und engherzigen Polemik wenig

höheren Lebenstrieb gezeigt hat. Aber nur um ſo mehr muß konſtatirt werden, daß in ihm, wenigſtens auf die Dauer, niemals die ſcholaſtiſchen Elemente in der Art herrſchend geworden ſind, wie es, von beſchränktem Geſichtspunkt aus, einſeitige Darſtellungen behauptet haben, daß es niemals die Pflanzſchule eines fanatiſchen, herrſchgierigen und verfolgungsſüchtigen Zelotismus geweſen iſt, ſo nahe ihm dieſe Gefahr mehrfach durch den herrſchenden Geiſt der Zeiten gerückt ſchien, daß im Gegentheil zu verſchiedenen Malen gerade vom Stift aus freiere Strömungen, ſelbſt im Gegenſatz zu der in der Fakultät maßgebenden Richtung, ausgegangen ſind.

Ganz im Gegentheil wird der Hiſtoriker weſentlich in der tüchtigen Fundamentirung der Studien im Stift und in ſeiner „Manuduktion“ zu wiſſenſchaftlicher Selbſtändigkeit es begründet finden, daß Württemberg glücklicher als viele andere, auch proteſtantiſche Länder durch jene finſtern Perioden der deutſchen Geiſtesgeſchichte hindurchgegangen iſt.

Wer ſich mit der Geſchichte Württembergs in den vorzugsweiſe durch religiöſe Kämpfe oder ihre Nachwirkungen beherrſchten Jahrhunderten beſchäftigt, muß nothwendig die auffallende Thatſache bemerken, daß in dieſem Lande trotz der überaus bedeutenden Machtſtellung der Kirche doch weniger, als in andern Gebieten, über Zelotismus und Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt, wie er ſonſt überwiegende Macht der Kirche zu begleiten pflegt, geklagt wird, wenigſtens auf dem Felde der Wiſſenſchaft.

Ueberall im 17. und 18. Jahrhundert gilt Württemberg als das eigentliche Muſterland der Theologen im proteſtantiſchen Deutſchland. Die erſte Bemerkung, welche die reiſenden Ausländer machen, iſt gewöhnlich die Zahl und

Stellung der Geiſtlichen: „14 Prälaten und Aebte, 36 Speciales oder Superintendenten und bei 570 Stadt- und Dorfprediger, auf ungefähr 450,000 Einwohner!“ ſo ruft 1730 der alte Keyßler aus. Die Geiſtlichkeit, ſagt ein andrer, Hector von Günderode, iſt vielleicht die reichſte und angeſehenſte unter den Proteſtantiſchen im ganzen heiligen römiſchen Reich; ſie iſt ſo zu ſagen, ein kleiner status in statu.

Beſonders auffallend iſt den Fremden das bedeutende Maß von politiſchem Einfluß, das hier ein proteſtantiſcher, durch und durch bürgerlicher Klerus übte, vorzugsweiſe durch das Organ der Landſchaft und der landſchaftlichen Ausſchüſſe. Es rührt dies bekanntlich daher, daß das Herzogthum keinen grundbeſitzenden Landadel hatte, indem es der zerſtreut auf ihren Gütern ſitzenden Ritterſchaft in den politiſchen Wirren des 16. Jahrhunderts gelungen war, ſich nicht nur von der Landeshoheit, ſondern ſelbſt von dem Kreisverband völlig abzulöſen.[1]

Traten ſo die Geiſtlichen und zumal die Prälaten, die, wie einer der fremden Reiſenden bemerkt, doch „bloß ſtudirte Bürgerſöhne“ waren, von ſelbſt in die politiſche und ſociale Stellung ein, die anderwärts dem Adel zukam, ſo wirkte nun nicht minder ſtark die perſönliche Vorliebe einzelner Herzoge für die Theologen, nicht bloß Chriſtophs und ſeines Sohnes Ludwig, der ſeine Neigungen zwiſchen dem Becher und theologiſchen Disputationen theilte, ſondern noch Johann Ludwigs und Eberhards III., alſo bis weit

[1] „In den ſechziger Jahren des 16. Jahrhunderts verſchwand der Adel als politiſcher Stand aus Altwirtemberg gänzlich. Erſt allmählich entſtand theils durch Einwanderung, theils durch Erhöhung Bürgerlicher in den erblichen Adelsſtand und die Bevorrechtung der Güter derſelben doch wieder ein landſäßiger Adel, welcher bei den höchſten Kollegien ſeine beſondere Bank bildete.“ Stälin, wirtembergiſche Geſchichte 4, 706.

über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus. Der Einfluß des Konſiſtoriums aber auf das Kirchenregiment, an ſich ſchon zu allen Zeiten bedeutend, hob ſich im vorigen Jahrhundert nur noch mehr, als ſeit 1733 katholiſche Landesfürſten auf dem Throne ſaßen.

Wenn nun trotzdem die Geſchichte der württembergiſchen Kirche nicht mehr, ſondern eher weniger Beiſpiele von Glaubensdruck und Unduldſamkeit aufweist, als der gemeinſame Charakter jener theologiſch engherzigen, einzig auf Reinerhaltung der Lehre bedachten Zeiten an die Hand gibt, wenn wir namentlich von jener finſtern pfäffiſchen Herrſchſucht, welche uns in einzelnen norddeutſchen Gebieten ſo anwidernd entgegentritt, in der Handhabung des Kirchenregiments ſo gut wie nichts entdecken, ſo werden wir die Urſache weſentlich in der tieferen Begründung der theologiſchen Bildung zu ſuchen haben, welche Chriſtophs Regentenweisheit von Anfang an auf das ſolide Fundament der klaſſiſchen Studien geſtellt hat.

„Aedes Deo et Musis sacrae.“ So lautete eine zweite,
152. über jener älteren ſtehende Inſchrift an dem Stiftsthor (von 1669), allerdings eine verwunderliche Bezeichnung für eine theologiſche Bildungsſtätte, dieſe Zuſammenſtellung des chriſtlichen Gottes mit den altheidniſchen Jungfrauen, aber doch nur ein naiver Ausdruck für ein großartiges Princip, deſſen Bedeutſamkeit demnach auch dem 17. Jahrhundert noch lebendig und bewußt geblieben iſt.

Jener Herzog Chriſtoph, den man, wo es ſich um heimiſche Einrichtungen handelt, immer wieder neu zu ſchätzen Urſache findet, hat es mit klarer Beſtimmtheit erkannt, daß die Theologie, von der Zeitbildung und ihren Fundamenten abgelöst und einzig in ihren eigenen Bahnen

wandelnd, nothwendig in ſich verarmen, zu bloßer Abrichtung heruntersinken müſſe, zu geiſtigem Tode verurtheilt ſei. Sie ſollte vielmehr — ſo ſchien es die Konſequenz des Reformationsſtandpunktes zu fordern, und ſo glauben wir die ſeinem großartigen Werke zu Grunde liegende Idee richtig zu deuten — ſie ſollte den Inbegriff der geſammten Zeitbildung in ſich darſtellen, ſie ſollte das geiſtige Erbe der Jahrtauſende, die ganze Culturarbeit der vorangegangenen Geſchlechter als Grundlage ihrer Studien in ſich aufnehmen, um mit ſolchem Rüſtzeug ausgeſtattet und möglichſt über die Beſchränktheit des zeitlichen Geſichtspunkts hinausgehoben ihre Aufgabe sub specie aeterni zu erfaſſen.

Darum hat er in folgerichtiger Ausbildung des Geiſtes der Reformation und ihres geſchichtlichen Zuſammenhangs mit dem Humanismus das theologiſche Studium auf der Univerſität auf das Studium der klaſſiſchen Sprachen und Literaturen, ſowie der Philoſophie begründet und ſie, in ſeiner „Großen Kirchenordnung“ von 1559 zum Schlußſtein eines wohldurchdachten Syſtems von Unterrichtsanſtalten — „Partikularſchulen,“ Kloſterſchulen, Stipendium[1] — erhoben, deſſen Vortrefflichkeit ſich durch die Dauer ſeines Beſtands und ſeine ſegensreichen Wirkungen voll erprobt hat und, zuſammen mit der umfaſſenden Organiſation des „weltlichen“ Unterrichts von den „teutſchen“ Schulen bis zur Univerſität,[2] ein unvergängliches Denkmal

[1] Man vergleiche die bei aller Schwerfälligkeit vortreffliche Einleitung der Großen Kirchenordnung, Abſchnitt „Von den Schulen“, Reyſcher, Geſetzſammlung XI, 2, S. 24 ff., ferner S. 91.

[2] Ueber Chriſtophs großartige Schulorganiſationen vgl. Pfiſter, Herzog Chriſtoph zu Wirtemberg, Tübingen 1819, S. 476 ff. und 483 ff., Kugler, Herzog Chriſtoph, Stuttgart 1868, Band 1, S. 365 ff. und 381 ff., Stälin, wirtembergiſche Geſchichte 4, 744 ff.

ſeiner, der Zeit vorauseilenden Einſicht und treuen Fürſorge iſt.[1]

Das Stipendium hatte in kümmerlichen Anfängen ſchon vor Chriſtoph beſtanden. Es war eine der erſten reformatoriſchen Maßregeln des zurückgekehrten Herzog Ulrich geweſen, daß er in Nachahmung einer (frühe wieder abgekommenen) Marburger Einrichtung verordnete, daß der Armenkaſten ſämmtlicher „Städte, Flecken und Dörfer des Landes“ je nach Vermögen einen Beitrag zur Erziehung armer Stipendiaten nach Tübingen abliefern ſolle. Dieſe fundamentale Verordnung iſt vom 14. Februar 1536 datirt, und im folgenden Jahr wurden in der That vierzehn junge Leute, übrigens nicht lauter Theologen, in dieſes „Stipendium“ eingeſetzt, darunter insbeſondere jener Kaspar Wild, welcher ſpäter als Rath des Herzog Chriſtoph ſich große Verdienſte um die geiſtliche Verfaſſung Württembergs, insbeſondere um die Erhaltung des Kirchenguts und die Große Kirchenordnung erworben hat.

Aber die Sache wollte damals nicht recht gedeihen, der Senat nahm ſich ihrer nur zögernd an, es fehlte an einer gemeinſamen Wohnung, und als dieſe in der „Burſe“ beſchafft war, kamen Reibungen mit den andern Bewohnern derſelben. Endlich wurde das leerſtehende Auguſtinerkloſter der jungen Anſtalt eingeräumt, aber kaum war ſie eingezogen, ſo ſtellte das Interim den Fortbeſtand des neuen Kirchenweſens überhaupt in Frage.

So iſt es in Wahrheit doch Chriſtoph, dem die Anſtalt

[1] Stälin führt S. 746 Anm. das Zeugniß des urtheilsfähigſten Zeugen jener Zeit an, des großen Joh. Sturm, der 1564 das Stift beſuchte und in einem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen ſeinen Einrichtungen außerordentliches Lob ſpendet; es ſei perpetuum monumentum maximi principis.

ihre Lebenskraft verdankt. In einem hernach in die Große Kirchenordnung aufgenommenen Reskript vom Jahr 1557 wird sie in den Formen festgestellt, welche im Wesentlichen in der ganzen folgenden Entwicklung geblieben sind: als Vorsteher zwei Superattendenten aus dem Kreis der theologischen oder philosophischen Professoren und ein Magister Domus, später Ephorus genannt, daneben aus den tüchtigsten der Stipendiaten ausgewählt eine Anzahl, zunächst sechs, magistri repetentes, welche an den von Vorlesungen freien Tagen mit den Stipendiaten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Physik, Ethik, sowie Griechisch und Hebräisch zu repetiren haben, während die loci theologici Sache der Superattendenten sind. Im Uebrigen besuchen die Stipendiaten die Vorlesungen der Universität; das Stipendium gewährt ihnen neben den starkbetonten Repetitionen nur die Aufsicht wie über ihre Sitten, so über ihren Fleiß und den Fortgang ihrer Studien; auf die alten Sprachen und auf schriftliche Ausarbeitungen wird dabei besonders gedrungen.

Es war nöthig, diese Bemerkungen über die Zeit der Entstehung des Stipendiums vorauszuschicken und den Geist zu bezeichnen, aus dem es hervorgegangen ist. Weiterhin aber müssen wir leider darauf verzichten, der Entwicklung im Einzelnen zu folgen und, wenn auch nur in andeutenden Zügen, nachzuweisen, wie der wechselnde Geist der Zeiten sich auch in den Einrichtungen des Stifts und dem Wesen und Leben seiner Bewohner spiegelt, während die grundlegenden Bestimmungen durch die Jahrhunderte durch im Wesentlichen unverändert sich erhalten.

Indem wir uns also der Darstellung des Stifts in der Studienzeit von Hölderlin, Hegel und Schelling

zuwenden, haben wir zunächſt von den Quellen zu reden. An Schriften über die ältere Geſchichte des theologiſchen Stipendiums überhaupt fehlt es nicht. Aber ſie behandeln faſt nur die äußerlichen Beziehungen des Gegenſtandes: eine allſeitige und in die Sache ſelbſt eindringende Beleuchtung der in Frage kommenden Verhältniſſe auf Grund des außerordentlich reichhaltigen Aktenmaterials geht uns leider noch gänzlich ab, ſo dankbar und anziehend der Stoff und ſo fruchtbar eine ſolche Arbeit für die geſamte Kulturgeſchichte des Landes zu geſtalten wäre.

Als Hauptquelle iſt noch immer zu betrachten, was der nachmalige Kanzler Schnurrer, einer der kräftigſten Leiter des Stifts im vorigen Jahrhundert, unter deſſen Ephorat auch unſere drei Genoſſen geſtanden ſind, mit ſehr gewiſſenhafter Benützung der amtlichen Dokumente gegeben hat: Erläuterungen der würtembergiſchen Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geſchichte von Chriſtian Friedrich Schnurrer, Profeſſor und des theologiſchen Stipendiums Ephorus. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1798, wo die Darſtellung der Stiftsverhältniſſe von der Gründung bis zum Tode Herzog Karls S. 287—544 einnimmt.

Sodann finden ſich die wichtigeren der auf das theologiſche Stipendium bezüglichen Erlaſſe in Reyſchers Würtembergiſcher Geſetzſammlung Band XI, 2 abgedruckt: Sammlung der württembergiſchen Schulgeſetze, zweite Abtheilung, enthaltend die Geſetze für die Mittel- und Fachſchulen bis zum Jahr 1846. Von Carl Hirzel, Profeſſor am evangeliſchen Seminar Maulbronn. Tübingen, Fues 1847. Von hervorragender Wichtigkeit für die Kenntniß der eigenthümlichſten Stiftseinrichtungen iſt hier beſonders die Samm-

lung älterer Visitationsrecesse vom Jahr 1704, S. 173 bis 191, und der „summarische Extrakt aus den die Superattendenten und den Magister Domus betreffenden Recessen“ S. 191—196, sodann die „Statuten des Fürstlichen Theologischen Stipendii zu Tübingen“ von 1752, in formeller Hinsicht ein trauriges Zeugniß der damaligen Sprachverwilderung, S. 211—237, sowie der auf die Einführung dieser Statuten folgende Visitationsreceß von 1757, S. 254 bis 257, und endlich die Neuerungen von 1793, bestehend in der Inspektoratsinstruktion und den veränderten Statuten für die Repetenten und die Stipendiaten, S. 295—333. Den Hauptinhalt dieser Verordnungen findet man überdies in lichtvoller Weise in der Einleitung von Hirzel zusammengefaßt, S. XLIX—LXXIV und S. CLXIII—CLXXII.

Halten sich diese Darstellungen des Gegenstands durchaus an die amtlichen Quellen, so findet sich nun zu ihrer Ergänzung dankenswerthes Detail, zum Theil aus mündlicher Ueberlieferung, bei Klüpfel: Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. 1849, besonders S. 260 bis 275.

Weiterhin kommen für die von uns zu behandelnde Zeit noch einige Darstellungen von gleichzeitigen Beobachtern in Betracht, deren Urtheil übrigens nur mit Vorsicht zu benützen ist. Da ist einmal Nicolai's Schilderung im XI. Bande seiner Reise durch Deutschland (Berlin und Stettin 1796),[1] wo beinahe hundert Seiten (S. 54—147)

[1] Man vergleiche hiezu den überhaupt für unsern Gegenstand wichtigen, an neuen Gesichtspunkten überaus reichen Aufsatz von G. Rümelin „Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung“ in den Württembergischen Jahrbüchern, Jahrgang 1864, Stuttgart 1866, S. 262—355, wo Nicolai's Reisewerk S. 296 ff. gewürdigt ist. Hinsichtlich des Abschnitts über das Stift können wir das mildere Urtheil nicht bestätigen.

der Darſtellung des Stipendiums gewidmet ſind, freilich mit ermüdenden Wiederholungen und ſehr unnöthigen Abſchweifungen. Trotz dieſer Ausführlichkeit iſt ſeine Darſtellung nahezu unbrauchbar. Obwohl er im Anfang ſichtlich und in überraſchender Weiſe ſich um ein billig ausgleichendes Urtheil bemüht, bis er, wie der ſpaniſche Stier durch den Anblick des rothen Tuches, S. 116 ff., plötzlich durch den Namen Schelling zu einem in ſeiner blinden Wuth geradezu drollig wirkenden Ausfall gereizt wird und von da nicht wieder zu ruhigem Blut zurückzukehren vermag, ſo ſind doch ſchon in der erſten Hälfte die Irrthümer im Einzelnen zu zahlreich, wie es namentlich ein übler Fehlgriff des Statiſtikers iſt, daß er die zu ſeiner Zeit im Stift anweſenden Stipendiaten auf 346 angibt[1] und auf dieſe Zahl eine ganze Reihe von Schlüſſen baut, während die Frequenz des Stifts damals mit den Mömpelgartern zuſammen niemals 150 erreicht hat und in dem Jahr, in dem er ſchreibt, ſogar auf 100 herabſinkt. Vollends aber von dem eigentlichen Geiſt der Anſtalt hat er keinen Begriff, wenn er z. B., um nur Eines von Vielem anzuführen, S. 96 meint, man denke auch bei der neuen Organiſation von 1793 nicht daran, die Entwicklung der Kräfte des jugendlichen Geiſtes zu fördern, während doch eben die Uebung im ſelbſtändigen Denken der ausgeſprochene Zweck der Inſtitutionen war, die wir im Einzelnen kennen lernen werden. Ueberdies gibt es keinen guten Begriff von ſeiner wiſſenſchaftlichen Zuverläſſigkeit, wenn er eine ſo ſcharfe Beurtheilung einer berühmten Anſtalt einzig auf

[1] Verführt wurde Nicolai durch den „Magiſterzettel,“ der bekanntlich alle noch nicht definitiv angeſtellten Stipendiaten, alſo auch die Vicare und Hofmeiſter, zuſammenfaßte, aber doch ſo, daß ſein Irrthum kaum zu entſchuldigen iſt.

den einmaligen Beſuch des Mittageſſens gründet, ohne ſich nur die Mühe zu geben, die Stipendiaten in ihren Zimmern, in den Repetitionen u. ſ. w. ſelbſt aufzuſuchen, und wenn er keine Veranlaſſung findet, den Urſachen der unläugbaren Erfolge des Stifts nachzuforſchen, welche nach ſeiner Darſtellung ſchlechthin unverſtändlich bleiben. Daß im Uebrigen viele von ſeinen Ausſtellungen berechtigt ſind, wird ſich aus dem Folgenden ergeben.

Im entgegengeſetzten, allzu günſtigen Sinne gehalten, wenn auch einzelne Mängel nicht verſchweigend, iſt Balthaſar Haugs „Nachricht von dem Zuſtand des Herzoglichen theologiſchen Stipendiums in Tübingen“ in ſeinem Werke: „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben,“ Augsburg 1781, S. 701—718.

Dagegen kann man es als einen Beweis für das unſcheinbare und geräuſchloſe Wirken des Stifts betrachten, daß die in pädagogiſchen Dingen leidenſchaftlich erregte Zeit die eigenthümliche Anſtalt ſo wenig in Schriften von jener Gattung beſpricht, wie ſie der Karlsſchule um dieſelbe Zeit in unerwünſchter Menge zu Theil wurden.

Der Erſte, wie es ſcheint, der dem Stift die zweifelhafte Ehre eines ſolchen Libells erwies, war jener merkwürdige Wilhelm Ludwig Weckherlin, oder wie er ſich im Geniegeſchmack der Zeitperiode (meiſt ohne Vornamen) ſchrieb, Wekhrlin,[1] den ſein Biograph, Friedrich W. Ebeling (Wilhelm Ludwig Weckherlin, Leben und Auswahl ſeiner Schriften, Berlin 1869) noch über Juſtus Möſer,

[1] Vgl. über ihn auch Gödeke, Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. Dresden 1862. S. 674 und Rümelin, Württembergiſche Jahrbücher für 1864. S. 289 f. Haug im Gelehrten Wirtemberg S. 252 behandelt ihn mit augenſcheinlicher Gleichgiltigkeit.

den jüngern Moſer, Schubart und Schlözer ſtellen zu dürfen meint und von dem Fürſt Hardenberg geſagt haben ſoll, daß die Natur Kräfte und Eigenheiten in ihn gelegt, womit ein geiſtiger Haushalter die dreifache Wirkung hätte hervorbringen können, jedenfalls aber eine der originellſten, wenn auch nicht erfreulichſten Figuren dieſer gährungsvollen Zeit. 1739 in Bothnang bei Stuttgart als der Sohn eines Geiſtlichen geboren, hatte er ſich in wechſelnden Erfahrungen in Paris und Wien umgetrieben und führte nun in einem Wallerſtein'ſchen Dorfe bei Nördlingen, Baldingen, als „Eremit in der Dorfſtenne" ein geniales Diogenesleben, in fortgeſetzten Fehden mit aller Welt ſich herumſchlagend. Hier gab er denn auch, nachdem er ſchon zuvor mit einer „Reiſe durch Oberdeutſchland" (1778) unter dem Namen Anſelmus Rabioſus die Zuſtände ſeines Heimatlandes beleuchtet hatte, das „Graue Ungeheuer" heraus, eine Zeitſchrift, welche von 1784—1787 zwölf Bände erlebt hat (der Druckort, nicht angegeben, war Nürnberg) und, wie Ebeling S. 33 f. verſichert, von berühmten und hochſtehenden Mitarbeitern bedient geweſen ſein ſoll. Dieſes graue Ungeheuer fällt nun im dritten Bande (1784) S. 294—309 in einem von Wekhrlin ſelbſt herrührenden Aufſatze in einer Weiſe über das Stift her, welche uns freilich kaum berechtigen würde, hier unter den Geſchichtsquellen davon zu reden,[1] wenn nicht ein

[1] Der Artikel iſt nicht ohne Witz geſchrieben und namentlich die damals berühmte naturgeſchichtliche Beſchreibung des „ſchwäbiſchen Magiſters" hat einige Aehnlichkeit mit einer neuerdings wieder bekannt gewordenen witzigen Auslaſſung eines modernen Humoriſten: „Was iſt ein Magiſter?" fragt das graue Ungeheuer. „Ein Geſchöpf in ſchwarzes Tuch gekleidet, mit rund verſchnittenen Haaren, einem Mantel und Halskrägchen: ein Menſch, der ſich auf der theologiſchen Laufbahn bis an die Kirchthürſchwelle hinaufgebracht hat, ein Weſen, dem Thon Japets ähnlich, in das ihr drucken könnet, was ihr wollt, einen Vikar, einen Hofmeiſter,

Anderer durch dieſen Ausfall Veranlaſſung bekommen hätte, ſeine perſönlichen Anſchauungen von dem Stiftsleben aus der jüngſten Vergangenheit der begierig auf derartiges geſpannten Mitwelt zu verrathen.

Es iſt das jener M. Karl Friedrich Reinhardt, geboren 2. Oktober 1761 als Sohn des damaligen Helfers in Schorndorf und nachherigen Dekans in Balingen, derſelbe Reinhardt, der zwei Jahre ſpäter als Hofmeiſter nach Bordeaux gekommen, ſich mit philoſophiſchem Enthuſiasmus der franzöſiſchen Revolution anſchloß und mit ſeinen girondiſtiſchen Freunden, Vergniaud und Roger Ducos nach Paris abgegangen, in der diplomatiſchen Laufbahn jene Stellung erlangt hat, in der er als Graf Reinhard und Pair von Frankreich, wie andererſeits durch ſeinen Briefwechſel mit Goethe, weithin bekannt geworden iſt.[1] Erinnert man ſich nun des feinen und beſonnenen Blickes, den er in ſeinen Briefen bekundet, und bedenkt man überdieß, wie gerade ſein Name in der ſpäteren Zeit mit Vorliebe als Beweis für den Satz angeführt zu werden pflegte,

einen Pfarrer, einen Profeſſor, einen Feldprediger oder einen Diakon. Dieſes Weſen iſt eigentlich zu Tübingen einheimiſch. Hier wohnt es bei Vierthalbhunderten in einem alten, ſchwarzen, verrauchten Bau beiſammen, den man das Stift nennt. Man findet es aber auch einzeln auf dem Lande und ſogar in Städten. Solang es in ſeinem Neſt verſchloſſen iſt, ſo iſt es das abſurdeſte, ſteiffſte und biſſigſte Ding. Drei Pedanten, unter dem Namen Profeſſoren, füttern, waiden und gängeln es. Wenn es aber Luft kriegt, ſo verwandelt ſichs zuweilen in ein liebenswürdiges Weſen und moquirt ſich über ſeine ehemaligen Zuchtvögte u. ſ. w." (S. 294.)

[1] Man vergleiche über Reinhardt neben den württembergiſchen Magiſterbüchern die treffliche Studie von G. E. Guhrauer in Raumers hiſtoriſchem Taſchenbuch, Jahrgang 1846, S. 187—275, den Aufſatz von Wilhelm Vollmer „Ueber K. S. Reinhardt und Schiller" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 16. und 17. Juli 1875 und Adolf Wohlwill, Reinhard als franzöſiſcher Geſandter in Hamburg und die Neutralitätsbeſtrebungen der Hanſeſtädte in den Jahren 1795 bis 1797. Separatabdruck aus den Hanſiſchen Geſchichtsblättern, Jahrgang 1875. Leipzig 1876. S. 17 ff.

daß aus einem Stiftler alles werden könne, ſo wird man einem Urtheil von ihm, auf fünfjährige Erfahrung begründet, gewiß zum voraus achtungsvolle Aufmerkſamkeit zuwenden.

Erſchienen iſt die Arbeit in dem Schwäbiſchen Muſeum. Erſter Band, Kempten 1785, herausgegeben von einem andern württembergiſchen Literaten, einem Altersgenoſſen Reinhardts, Johann Michael Armbruſter, der 1761 in Sulz am Neckar als Sohn eines Metzgers geboren, mit vierzehn Jahren in die Karlsſchule kam und, von dem Herzog zur Gärtnerei beſtimmt, in der That nach vier Jahren, 1. November 1779, als Gärtner nach Hohenheim verſendet wurde, dann aber plötzlich bei Lavater als Amanuenſis auftaucht, wie er denn auch von Zürich Oktober 1785 die Vorrede zu dem erſten Band ſeiner Zeitſchrift datirt.[1] Dieſer enthält von Reinhardt eine ganze Reihe von Beiträgen (z. B. ein Feenmärchen im Wielandſchen Geſchmack, Zobeïde), von denen zwar nur einer, Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen, unterſchrieben iſt (mit dem Armbruſter'ſchen Beiſatz: „Wie viele Almanachsdichter wiegt der einzige Reinhardt auf? Und Vaterland Schwaben! Er iſt dein Sohn! Kenn ihn!") Auf Seite 235—292 finden ſich nun dort „Einige Berichtigungen und Zuſätze, den Aufſatz im grauen Ungeheuer Nro. 9: über das theologiſche Stift in Tübingen betreffend." Dieſer Arbeit wird gewöhnlich (namentlich auch von Guhrauer a. a. O. S. 208) die entſcheidende Wendung in Reinhardts Leben zugeſchrieben, indem er durch den Hinweis auf die Folgen dieſer freimüthigen Kritik ſeine Eltern beſtimmt habe, ihre Zuſtimmung zu ſeiner Entfernung aus Württem-

[1] Ueber Armbruſter vgl. Wagner, Geſchichte der Hohen Karlsſchule 1, 479 und Haug, Gelehrtes Wirtemberg S. 203.

berg zu geben. Es mag dieß richtig sein. Daß ihm aber in Wahrheit jene Kritik im Urtheil seiner Vorgesetzten nicht geschadet hat, ergibt sich aus den „Inspektoratamtlichen Berichten," in denen sich Reinhardt verschiedenemale mit Auszeichnung genannt findet, z. B. bei den Vorschlägen zu Repetentenstellen unter dem 21. April 1788: „In Betracht kommt 1) M. Karl Friedrich Reinhardt, von Schorndorf, welcher in Rücksicht auf Naturgaben, Fleiß und Geschicklichkeit während seines Aufenthalts im herzoglichen Stipendio sich vortheilhaft ausgezeichnet hat, aber sich dermalen mit E. H. D. gnädigster Erlaubniß vom 20. April 1787 als Parastat zu Bourdeaux befindet, ohne daß es uns auf irgend eine Art bekannt wäre, wiefern bei der weiten Entlegenheit seines nunmehrigen Aufenthaltes auf denselben Rücksicht zu nehmen sein möchte."

Allerdings ist die Kritik, die er in jenem Aufsatz übt, freimüthig genug. Ihre Tendenz geht am besten aus der Schlußbemerkung hervor: „Dies sind einige Züge von der gegenwärtigen Verfassung einer Anstalt, welche alle Anlage hat, die einzige in ihrer Art und die vortrefflichste zu werden. Im ganzen protestantischen Deutschland findet man das Kirchengut nicht so gut erhalten und zu so lobenswürdigen Zwecken angewendet, wie in Württemberg. Nirgends in Deutschland existirt mehr ein Stift wie dieses nach seinem ganzen Umfang und nach seiner ganzen Absicht, wo von den ersten Jahren an alles unter der Aufsicht des Staates zusammenhängt und einander in die Hände arbeitet, um die brauchbarsten Volkslehrer zu bilden, und dies ist für mein Vaterland große Ehre. Aber nirgends existirt auch mehr in protestantischen Ländern eine Anstalt von einer noch so ganz mönchisch-despotischen

äußern und innern Verfassung, und dies ist keine Ehre für mein Vaterland. Ich bin nicht der Meinung des großen Bilfinger, daß man diese ganze Verfassung aufheben und zertrennen solle. Der Plan, einen gewissen esprit de corps zu gründen, ist zu schön und zu tief angelegt, und seine recht geleiteten Folgen sind zu wohlthätig, als daß man ihn ohne irgend einen Versuch einer radikalen Verbesserung so ganz aufgeben und nicht trachten sollte, sie dem Geist der Zeit gemäß umzubilden. Man müßte freilich von unten anfangen, man müßte die Trivialschulen umformen, man müßte dem Unfug der Pedanterie in den niedern Klöstern steuern, man müßte — o! was müßte man nicht alles thun, und Württemberg könnte durch diese einzige Anstalt in Rücksicht auf seiner Bewohner Aufklärung und Glückseligkeit das erste Land im deutschen Reiche werden."

Der Aufsatz ist scharf und in pikanter Weise geschrieben — von Canz z. B., dem früheren Ephorus, einem Hauptvertreter der Wolff'schen Philosophie in Tübingen[1] (1739 bis 1753) und seinem Versuch, Philosophie und Theologie zu vereinigen, bemerkte er: „Unglücklicherweise richtete er die Philosophie nach der Dogmatik, d. h. die Sonne nach der Wanduhr" — und in verschiedener Hinsicht ist seine Auffassung sehr interessant; namentlich gibt er über eine Reihe von damaligen Eigenheiten, die sich sonst nirgends erklärt finden, genügenden Aufschluß,[2] und in der nach-

[1] Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen. S. 154 ff.

[2] Auch für die Klosterschulen findet sich dankenswerthes Material, und es mag für Hölderlin hier nachgetragen werden, daß, wie der Leser wohl schon aus der obigen Darstellung theilweise geschlossen hat, das Kloster Maulbronn damals vor allen andern durch große und auffallende Liberalität in der Behandlung der Alumnen sich auszeichnete (Schwäbisches Museum 1, S. 261), während

folgenden Darſtellung ſind Reinhardts Angaben vielfach berückſichtigt. Doch iſt die Objektivität dieſer Berichte leider durch eine gewiſſe perſönliche Verbitterung getrübt, und die bei jeder Gelegenheit wiederkehrende Polemik gegen den damaligen Ephorus Schnurrer ſtimmt nicht mit dem Eindruck zuſammen, den man aus den übereinſtimmenden Zeugniſſen der Zeitgenoſſen und namentlich aus den zahlreichen und für ein ſicheres Urtheil völlig ausreichenden Akten gewinnt.

Wenn nun die von Reinhardt geforderte Reform der Anſtalt in der That, wie wir ſehen werden, einige Jahre ſpäter erfolgte, freilich nicht in dem ſeinen Anſichten entſprechenden Umfang, ſo iſt es intereſſant, für die Wirkungen dieſer und der weiter ſich anſchließenden Veränderungen, welche doch immer den Grundcharakter des Stifts unverletzt erhielten, auch Urtheile aus einer ſpäteren Periode zu vergleichen, unter denen wir beſonders die beiden ſehr viel günſtigeren von Fr. Viſcher und D. Fr. Strauß hervorheben, obgleich die Zeit, auf welche ſie ſich beziehen, faſt ein Menſchenalter hinter derjenigen liegt, welche uns beſchäftigt: jenes in dem bekannten und für unſern Gegenſtand vielfach intereſſanten Aufſatz „Dr. Strauß und die Wirtemberger“ in den Halliſchen Jahrbüchern, Jahrgang 1838, Nr. 57—69 und Nr. 136—140, ganz beſonders S. 542—550, dieſes in Strauß' Chriſtian Märklin, ein

auf der andern Seite Denkendorf im Ruf einer geiſtlos kleinlichen Pedanterie ſtand und beſonders von dem Prälaten Erbe S. 264, 265 Beiſpiele von widerlicher Gewiſſensquälerei erzählt ſind, welche, wie es ſcheint, gerade in die Zeit von Hölderlins Aufenthalt fielen. — Auch in den Inſpektoratsakten des Stifts iſt verſchiedenemale davon die Rede, daß die Novitii freiere Gewohnheiten von Maulbronn mitbringen, z. B. ganz allgemein das Rauchen, „welches dort die Luft zum Bedürfniß mache.“

Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart, Mannheim 1851, besonders S. 27 ff.

Indeß, so schätzbar immerhin die bisher bezeichneten Quellen sind, so konnte doch ein zuverlässiges Urtheil über den Zustand des Stifts in den Jahren, in welchen Hölderlin, Hegel und Schelling ihm angehört haben, nur auf die Durchsicht der unmittelbaren Urkunden begründet werden, und ich danke es der Liberalität der hohen Behörden, daß mir dies im vollsten Maße zu Theil wurde.

Wenn mir nun aus den ehrwürdigen Schränken der Stiftsregistratur neben den Zeugnißtabellen, den „Carentengattern“ und andern laufenden Verzeichnissen, vorzugsweise die Protokolle des Inspektorats und ebenso die Berichte desselben, welche beide Quellen ich für das Jahrzehnt von 1787—1796 vollständig benützt habe, von Wichtigkeit waren, so wurde mir meine Aufgabe doch in ganz besonderem Maße erleichtert durch eine der Registratur der K. Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen zugehörige, höchst bemerkenswerthe Urkunde: „Tabellarischer Extrakt aus dem unterthänigsten Gutachten des Herzoglichen Geheimen Raths-Collegii und Herzoglichen Consistorii, den Votis einzelner Glieder Herzoglichen Consistorii und den gutächtlichen Aeußerungen des Kanzlers, der Superattendenten und des Ephori, die bessere Einrichtung des theologischen Stifts zu Tübingen betreffend.“

Herzog Karl, der, wie wir bereits wissen, in dem letzten Theil seiner Regierung dem Stift seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wie er denn bei dem Jubelfest der Universität vor hundert Jahren dem Stipendium einen eigenen Tag widmete (vgl. die Beschreibung des dritten Jubelfestes S. 95 und 99 ff.), überzeugte sich mehr und

mehr von der Nothwendigkeit eingreifender Reformen. Am 30. Januar 1790 prüfte er mit einer Konſiſtorialkommiſſion und dem leitenden Staatsminiſter v. Uxkull aufs Neue die Anſtalt in allen ihren Theilen und erklärte darauf hin, daß mit dem Umbau der alten, zum Theil baufälligen Gebäude die Einführung neuer Statuten und einer den Zeitumſtänden gemäßeren Einrichtung Hand in Hand gehen ſolle.

Dem Inſpektorat wurde ſofort ein umfaſſender und die verſchiedenen Hauptſeiten, die wiſſenſchaftliche, disziplinariſche und ökonomiſche, in überſichtlicher Gliederung bis ins unbedeutendſte Detail verfolgender Frageplan vorgelegt. Nachdem ſodann dieſe Gutachten des Ephorus und der beiden Superattendenten dem Kanzler, dem Konſiſtorium und dem Geheimenrathskolleginm zu weiterer eingehender Behandlung vorgelegt worden waren, und auch von Seiten einzelner Mitglieder dieſer Kollegien noch eine beſondere Beleuchtung erfahren hatten, ließ ſich der Herzog das geſammte Material in der bequemen Ueberſicht jenes „Tabellariſchen Extrakts“ (in Großfolio auf dem ſtärkſten Papier) zuſammentragen, um nun in der letzten der Rubriken „Resolutio Serenissimi“ überſchrieben, zu jedem einzelnen Punkt mit dem breiten und entſchiedenen Zug ſeiner Hand die endgiltige Entſcheidung zu geben.

Iſt hier auf Seiten des Herzogs nicht bloß die ausgezeichnete Sorgfalt, mit der er die ihm theure Sache bis auf den Grund zu durchdringen bemüht iſt, ſondern auch, ſoweit ſeine perſönlichen Liebhabereien und Vorurtheile, namentlich auf dem Gebiete der „akademiſchen Freiheiten“ nicht berührt werden, die ſcharfblickende und praktiſche Art der mit ſcharfer Beſtimmtheit gegebenen Entſcheidungen

bemerkenswerth, so gibt das interessante Aktenstück zugleich den klarsten Aufschluß über die damals neben einander hergehenden Strömungen in den maßgebenden Behörden.

Der konservative Standpunkt, der namentlich von den bisherigen Beschränkungen der Freiheit möglichst wenig aufgeben wollte und die Heilung der Schäden vielmehr in konsequenterer Strenge suchte, war durch das Gesammtvotum des Konsistoriums und noch mehr das spezielle seines Direktors, Adolf Karl Maximilian Ruoff (seit 1788) vertreten, der entgegengesetzte aber mit großem Freimuth und zum Theil überraschender Unbefangenheit des Blicks von dem jungen weltlichen Konsistorialrath Eberhard Friedrich Georgii, geboren 18. Januar 1757, der in ungewöhnlicher Jugend 1788 zum Kirchenkastensadvokaten ernannt, vermöge dieser wichtigen Stellung zugleich Regierungs-, Kirchen- und Konsistorialrath war, derselbe, in dessen Hause später Schelling, von dem Präsidenten Wangenheim angeregt, im Sommer 1810 jene dialogischen Vorträge hielt, deren Abriß wir aus seinem Nachlaß mitgetheilt erhalten haben, welche durch das Hervortreten des theosophischen Standpunkts eine nicht unbedeutende Stelle in der Gesammtentwicklung des Philosophen einnehmen (vgl. Kuno Fischer, Schellings Leben, S. 208 ff.); ein Ehrenmann von großer Charakterstärke, den Pahl in seinen „Denkwürdigkeiten," Tübingen 1840, S. 406, als „den letzten Württemberger" gepriesen hat.[1]

Wir gewinnen den raschesten und sichersten Einblick in

[1] Er starb als Obertribunalpräsident 13. April 1830. Man vergleiche über ihn: v. Georgii-Georgenau, Sammlung von Lebensbeschreibungen, Briefen und sonstigen Urkunden, betreffend die Georgii'sche Familie. Zugleich Beiträge zur Geschichte Württembergs und Deutschlands. Stuttgart 1876. S. 81—92 und S. 171—179.

den Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, wenn wir zunächst die in diesen Gutachten entwickelten allgemeinen Gesichtspunkte in Kürze bezeichnen.

In der Fundamentalfrage über die Nothwendigkeit einer gründlichen Erneuerung des Stifts ist alles einig, zugleich aber auch darin, daß die ins Publikum gedrungenen Darstellungen der Schäden, was sich wohl namentlich auf die oben berührten Aufsätze bezieht, sehr übertrieben seien. Die resolutio Serenissimi über diesen Punkt lautet wörtlich: „Die möglichst vollkommene Wiederherstellung der moralischen, sittlichen (wissenschaftlichen?) und äußerlichen Ordnung seye S. F. D. aus vielerlei Betracht sehr am Herzen gelegen, als Regent aus Pflicht, als Landesvater aus Neigung. Diese beiden Verhältnisse würden sich in allen nachstehenden Punkten die Hände bieten, und dadurch besichert sich Serenissimus, daß für die Zukunft etwas Gutes herauskommen werde. Den jetzigen Zustand des Stipendii betrachten S. F. D. als ein wankendes Gebäude, dem man mit Ernst und Nachdruck entgegenkommen müßte und dieses soll geschehen."

Die „Gebrechen" selbst finden sich am schärfsten in dem Separatvotum Georgii's verzeichnet. Die Anschauung des Wissenschaftlichen führt er auf: „Eckel vor dem soliden, mühsamen Studio, oberflächliche Kenntnisse, Journalengelehrsamkeit, Verachtung der Theologie, Hang mit heterodoxen Meinungen zu prahlen, ohne sie geprüft zu haben." In Ansehung des Sittlichen: „Erschlaffung und Trägheit, Hang zu Frivolität und Wohlleben, Geringschätzung der Gesetze, Unbotmäßigkeit, falscher Freiheitssinn, Mangel an praktischer Lebensklugheit, wenig Lebensart, entweder Blödigkeit oder Dreistigkeit, Abneigung gegen den

geiſtlichen Stand, Wunſch, das nicht zu ſein und zu ſcheinen, was man iſt und ſein ſollte.“ Mit welchem Votum Georgii's ſich denn auch Sereniſſimus einverſtanden erklärt, „ſo wenig, fügt er bei, in der Folge deſſen Anträge im Ganzen genommen bei Höchſtdenenſelben Eingang gefunden.“

Unter den „Quellen“ der Gebrechen hatt Georgii den Muth, neben dem Geiſt des Zeitalters, der Revolution in den Anſichten der proteſtantiſchen Theologie und Aehnlichem, auf den verwahrlosten Zuſtand der Univerſität überhaupt hinzuweiſen, deren Zerfall mit dem des theologiſchen Stipendiums aufs Genaueſte zuſammenhänge, auf die ungenügende Beſetzung der Fächer insbeſondere in der philoſophiſchen Fakultät, wo die zur Bildung des Geſchmacks nöthigen Vorleſungen gänzlich fehlen u. ſ. w.

In der That waren dieſe durch die Begünſtigung der Karlsſchule hervorgerufenen Mängel ſo offenkundig, daß auch das Konſiſtorium und der Geheimerath ſich für „Maßregeln zur Wiederherſtellung des Flors der Univerſität“ ausſprachen. Der Herzog läßt dieſe Rubrik leer.

Als „beſondere Quellen und Urſachen“ werden angeführt: Die Abneigung vor dem geiſtlichen Stand und die von den Eltern und Verwandten erzwungene Ergreifung dieſes Berufs, wobei der Herzog hinzufügt: „Ein gezwungener Theolog iſt gewiß ein dem Staat ſchädlicher Mann“; ſodann die üble Erziehung zu Haus und in den niedern Schulen, was dem Fürſten Veranlaſſung gibt, „aus landesväterlicher Pflicht zu bemerken, daß die Schulmeiſter im Herzogthum eine große Verbeſſerung bedürfen;“ ferner die allzuſpäte Anſtellung der Theologen, was durch Verringerung der Aufzunehmenden beſeitigt werden ſoll; endlich die

leidige Erfahrung, daß ſo viele ſchwache Subjekte aus den niedern Klöſtern kommen, weßhalb auch bei dieſen eine gründliche Reform vorgenommen werden ſoll.

Vom Ephorat aus wird noch beſonders geltend gemacht, daß der Ephorus zugleich Univerſitätsprofeſſor ſei, und wegen dieſer disparaten officia nicht für alle Unordnungen ſtehen könne. Der Konſiſtorialdirektor hält es für bedenklich, dieſe Verbindung zu löſen, der Herzog aber meint: „Ephorus ſoll ein Mann ſein, der ſich ganz ſeinem wichtigen Amt widmen kann; in einer Verbindung mit der Univerſität iſt es gut, wenn er quoad honores ſtehen bleibt, doch ſo, daß er dabei keine Zeit verliere. Vom Ephorat — wenn man mit ihm zufrieden iſt — zur Prälatur: das verſprechen S. F. D.“

In dem Kapitel von den „allgemeinen Grundſätzen, nach welchen bei der Reformation des Stipendii zu verfahren,“ iſt es nun Georgii, der mit Entſchiedenheit den Geſichtspunkt geltend macht, daß „das Stipendium nicht ein bloßes Ernährungs- und Unterhaltungsinſtitut, ſondern daß es zugleich Erziehungsinſtitut ſei.“ Wenn er aber hiebei andeutet, daß die richtige Erziehung eine Erziehung zu vernünftiger Freiheit ſei und hiebei dem Geiſt des Zeitalters in Etwas nachzugeben ſei, daß zwar Geſtattung völliger Freiheit ebenſowenig räthlich als ausführbar ſei, daß man aber ſuchen müſſe, eine glückliche Mittelſtraße zu treffen, ſo erkennen wir aus dem energiſchen Betonen der Ordnung in der Antwort Sereniſſimi ſofort, daß bei den „beſondern“ Vorſchlägen zu Reformen ſich zwei entgegengeſetzte Standpunkte begegnen müſſen, wie ſich dies denn im Weitern ergeben wird.

Schon aus dem Bisherigen erkennen wir, daß der

Eintritt unſerer drei Freunde in die ungünſtigſte Periode fiel: es war eine Zeit des unfertigen Uebergangs, man wußte, daß die alten Geſetze nicht mehr bleiben würden, man glaubte ſich darum nicht an ſie gebunden, und doch waren die neuen Formen noch nicht da, noch nicht einmal zu erkennen. Auf der andern Seite haben aber ſolche Zeiten in ihrer Gährung etwas Erregendes, und wir empfinden, daß beſonders für Hegels ruhig langſames Weſen ein ſolches Element von fördernder Bedeutung werden konnte.

Suchen wir nun, nachdem wir aus dieſen allgemeinen Bemerkungen eine Vorſtellung von dem Stift überhaupt gewonnen haben, uns ein genaueres Bild von der eigenthümlichen Form dieſes Zuſammenlebens zu bilden.

Am Fuße der rebenumgürteten Höhe, welche die alte Feſte Hohentübingen trägt, hart an der Neckarhalde, welche der letzten Stufe des Berges entlang ſich hinzieht, in dem Raume zwiſchen Berg und Fluß hatten einſt die Auguſtinermönche ihr Kloſter gebaut, auf ſchöner Stelle gewiß: drunten vor der Mauer des Kloſtergartens der raſch hingleitende Fluß mit ſeinen Uferweiden, thalaufwärts die grünen Wieſengründe, von dem ſchöngeformten Vorſprung des Spitzbergs abgeſchloſſen, thalab die hellſchimmernde Straßenzeile mit der Stadtmauer davor bis zur ſteinernen Neckarbrücke und dem bekrönenden Oeſterberg, gegenüber aber, in breiter Fläche ſich öffnend, das Steinlachthal und dahinter über den waldigen Kuppen der näheren Höhen die duftigen Ketten der Alb und beſonders hervortretend die freundliche Form des Berges, den die Salmendiger Kapelle ziert.

Das alte Kloſter hatte zwei parallele Flügel, durch einen Kreuzgang verbunden: der hintere, an den Berg

gelehnt, aber durch einen tiefen Graben von der höher liegenden Gasse getrennt, enthielt die Kirche, mit dem Chor gegen Morgen gewendet, der andere mit dem Refektorium und den Zellen darüber zog sich dem Neckar entlang. So war der Bau beschaffen, als er das Stipendium aufnahm. Bald wurde er zu klein befunden. Noch im sechzehnten Jahrhundert (1560) setzte man über die Mauern der Kirche und die Gerölle des Chors einen mächtigen Bau von zwei hochragenden Stockwerken, der so gewaltig über dem Hof emporstieg, daß die Bewohner der obern „Sphäre" — so hießen die Gänge — 99 Stufen zu ersteigen hatten.

Eine zweite Erweiterung, hundert Jahre später (1668), betraf den vordern Bau und gab auch diesem zwei Stockwerke, welche über dem Speisesaal, Communität genannt, aufgeführt wurden, während der Dachraum, Rattensphäre genannt, für Kammern und Schlafsäle, namentlich den großen „Ochsenstall" bestimmt war und die unzähligen „Klostertruchen" beherbergte, welche zugleich als Koffer und Kasten dienten. Querbauten, gegen Ost und West gerichtet, setzten den „neuen Bau" mit dem höheren Hinterbau in Verbindung.

Diese Bauten, für die damalige Zeit nicht kärglich behandelt, waren nun aber nach wieder hundert und mehr Jahren, zu der Zeit, um welche es uns zu thun ist, in einem ziemlich verwahrlosten Zustand und verlangten dringend nach einer gründlichen Verbesserung, welche ihnen denn, während des Aufenthalts unserer Freunde, im Jahr 1792 zu Theil wurde.

In der That läßt sich schon aus den Klagen in den Inspektoratsberichten deutlich entnehmen, wie übel die Stipendiaten daran waren, in diesem alten, „finstern, winke-

lichten und an Bequemlichkeit, Heiterkeit und Reinlichkeit äußerſt unvollkommenen Gebäude."

Ganz abgeſehen davon, daß die räumlichen Verhältniſſe nicht geſtatteten, den Repetenten ihre Zimmer neben den Stipendiaten anzuweiſen, welche unter ihrer Aufſicht ſtanden, war eine beſondere Kalamität, daß nur 14 heizbare Stuben beſtanden. Daraus ergab ſich der große Unterſchied zwiſchen Sommer und Winter, zwiſchen den „Muſäa" und den Winterſtuben. Dieſer Muſeen waren nicht weniger als 45 von verſchiedener Größe und Lage, welche denn von den „Magiſtern" einzeln oder zu zwei und drei okkupirt wurden, wobei ſie mitunter aus beſonderer Vorliebe oder der Dienſtleiſtungen halber einen novitius mit ankommen laſſen mochten.

Aber dieſes Bild änderte ſich mit einemmale, wenn die Kälte einbrach. „Des Winters ſitzen ſie, heißt es in dem Inſpektoratsbericht vom 11. Mai 1789, dem größern Theil nach ſo gedrängt beiſammen, daß mancher nicht weiß, wie er einen Brief ſchreiben ſoll, ohne daß ein anderer darein ſähe, daß der eine am Ofen von der Hitze geplagt wird und der andere am Fenſter friert, daß der eine hinter dem Ofen nicht Licht genug hat zu leſen oder zu ſchreiben, und ein anderer zunächſt der Thüre von jedem Aus- und Eingehenden Beſchwerlichkeiten leidet. Dadurch wird mancher veranlaßt, ſich lieber in einer kleinen Kammer in der Entfernung von Andern aufzuhalten; um der Kälte willen bedient man ſich dann eines Kohlenfeuers oder errichtet gar einen eigenmächtigen, gefährlichen Ofen; man raucht Tabak, es finden ſich Andere dabei ein und ſo entſteht dann auch wohl ein Spiel."

Auch den Schlafkammern wird vom Inſpektorat ein

übles Zeugniß ausgestellt; sie seien durchaus ohne bretternen Boden und meistens nicht einmal gegen eindringenden Wind, Regen und Schnee hinlänglich gesichert. Die natürliche Folge sei, daß viele im Winter ihre Schlafstellen in die Musäa verlegen, was ohne Härte nicht wohl verhindert werden könne.

Wenn nun in dieser Hinsicht der Neubau, den unsere Freunde noch im Stift erlebt haben, insofern gründlich half, als er eine genügende Zahl von größeren Stuben schuf, und je zwischen zwei derselben das Zimmer des Repetenten legte, dem ihre Beaufsichtigung oblag, so ist doch schon aus den Akten leicht zu erkennen, daß die lustige Jugend, so vielfach sie über die alte Beschaffenheit geklagt hatte, doch mit der verbesserten Einrichtung wenig zufrieden war, weil sie eine Beschränkung der Freiheit bedeutete.

Denn in Wahrheit hatte in jenen äußerlich so unfreundlichen Höhlen vielfach das vorzüglichste Leben geherrscht, und wie sich der sprudelnde Humor des lustigen Völkchens schon in der Fülle der seltsamen Namen erschloß, welche den Stuben und Sphären angehängt wurden und geradezu officielle Geltung erhielten, so wurde namentlich die Zusammendrängung im Winter die Quelle des heitersten Treibens, während die stilleren Sommermusen den Sitz jener beglückenden Jugendfreundschaften auf dem Grund gemeinsamer Studien oder gemeinsamer Lebenslust bildeten, von denen die Räume des Stifts so viel zu erzählen wissen. Selbst noch im verblaßten Gewande der Inspektoratsprotokolle tritt das besondere Gepräge des Stiftshumors in einer Weise hervor, bei der man den lebhaften Eindruck gewinnt, daß hier selbst über das ernste Antlitz der würdigen Herren Inspektoren ein leises Lächeln gezogen ist.

Noch in unsere Zeiten herab hat sich die Tradition von einem an der geheiligten Würde des Repetentenkollegiums verübten Frevel forterhalten, durch den unser Hölderlin und Hegel, eben erst in diese wunderbare Welt hereingetreten, vielleicht den ersten Eindruck von ihrer eigenthümlichen Art gewinnen mochten. Unter dem 28. November 1788 berichtet darüber das Inspektoratsprotokoll: „Als am 14. d. M. die Repetenten auf der Kanzleistube des Abends den gewöhnlichen sogenannten Martinigansschmaus angestellt hatten, so ward die Person, welche die gebratene Gans von der Küche herauf zu Tisch bringen wollte, nebst einer andern, die mit einer Laterne leuchtete, auf der Sachsensphäre von einigen vermummten Personen plötzlich angehalten, und nachdem die beigehende Laterne zerschlagen worden, der gebratenen Gans mit Gewalt beraubt. — — So sehr wir nun wünschten, daß dieser Muthwille nicht ungestraft dahingehen möchte, indem, ohne auf den unmittelbaren Gegenstand desselben zu sehen, zu befürchten ist, es möchten dergleichen Vermummungen in dem bei Nacht nirgends erhellten Gebände mehrmals versucht und zu noch bedenklicheren Thätigkeiten angelegt werden, so sind wir doch bis jetzt nicht im Stande gewesen, einige sichere Kenntnisse aufzubringen, auf welche sich eine weitere Untersuchung dieses Vorfalls mit einiger Aussicht auf einen sichern Erfolg nur einigermaßen anstellen lassen könnte.“ Die Frevler wurden auch in der Folge nicht entdeckt, die Sache selbst aber ward Veranlassung, daß mit der Reorganisation des Stifts auch eine Beleuchtung der Gänge eingeführt wurde.

Ein guter Theil dieses Stiftshumors wird freilich unsere Freunde selbst in ihrem Noviziatsjahr betroffen haben:

fünf Promotionen, je von 20—30 Kandidaten, waren im Stift beiſammen, nächſt den novitii die candidati, gewöhnlich Complenten genannt, dann die drei Magiſterpromotionen: die neuen, die mittlern und die alten Magiſter. Nun war der Pennalismus im Stift allerdings ſchon ſeit geraumer Zeit ſehr gemäßigt, und gerade dem Schnurrer'ſchen Ephorat wird das Verdienſt zugeſchrieben, ihn völlig verbannt zu haben, während noch in den Statuten von 1752 der Paragraph über die Novitii vorgekommen war: „ihren übrigen officiis ſowohl beim Eſſen, durch Ziehung des Blasbalges zum Geſang, als auf der Winterſtube durch Verrichtung des Morgen- und Abendgebets, neben Leſung eines Kapitels aus der heiligen Bibel in fonte (im Grundtext), räuchern,[1] vorzünden, Waſſer holen, Feuer ſchüren, Beobachtung der Stunden — ſollen ſie fleißig und unklagbar abwarten" u. ſ. w. (Reyſcher, Geſetzſammlung XI, 2, S. 231), eine Stelle, welche, wie Schnurrer S. 528 verſichert, ſchon lange nicht mehr vorgeleſen wurde, weil ſie den feierlichen Akt der Statutenverleſung durch lachende Heiterkeit geſtört hätte. Jene niedern Dienſtleiſtungen wurden ſchon längſt von „Jungen" aus der Stadt beſorgt, welche mit der Einführung der neuen Statuten durch regelmäßige Diener erſetzt wurden. Doch ſieht man auch aus Reinhardts Schilderung S. 266, daß die Novitii noch manche Obliegenheit hatten, deren Grund theils in der Bequemlichkeit der Herren Magiſter, theils in dem pädagogiſchen Beſtreben lag, ſie in der Demuth zu erhalten.

[1] Nach der Geſundheitslehre jener Zeit ein höchſt wichtiger Punkt und oft hervorgehoben, z. B.: „Auf Stuben, wo ſo Viele beiſammen wohnen, die Luft rein zu erhalten, muß täglich verſchiedene male geräuchert werden." Zuſtand der Wiſſenſchaften in Schwaben, S. 708.

Ein entſchiedener Mißſtand waren die „Famuli.“ Es war dies ein bedauernswerthes Geſchlecht, meiſt aus Tübinger Bürgersſöhnen beſtehend, welche im Stift neben niedern Verrichtungen aller Art, Auftragen des Eſſens u. ſ. w., zugleich die Aufgabe hatten, alle Verfehlungen der Stipendiaten, Verſäumniſſe in den Lektionen, der Kirche, verſpätetes Erſcheinen bei Tiſch, am Thor und Aehnliches zu notiren und dem repetens hebdomadarius anzuzeigen. Nebenher ſollten ſie ſelbſt von den Lektionen profitiren und durch Privatarbeit ſich fähig machen, mit der Zeit als Kollaboratoren oder Präceptoren in den Schuldienſt zu treten. Gewiß, eine unglückliche Vereinigung von Aufgaben, welche auf den ſittlichen Charakter keinen guten Einfluß üben konnte. Um ihrer Stellung willen von den Kandidaten geringſchätzig behandelt, hatten ſie doch zugleich vielfache Gelegenheit dieſen zu ſchaden, und wenn in Konfliktsfällen das Ephorat dem Zeugniß des beeidigten Dieners mehr glaubte als den Angaben des betheiligten Stipendiaten, ſo läßt ſich die üble Wirkung auf unabhängige Naturen denken. So ſind denn die Famuli die hauptſächliche Quelle der Klagen: alle Urtheile der Fremden und Einheimiſchen weiſen auf ſie als Krebsſchaden hin, und in dem Konſiſtorialvotum hält Grieſinger geradezu „das gänzliche Abſchaffen der Famuli als eines großen Fleckens im Inſtitut“ für unumgänglich nöthig. Trotzdem kam es nicht zu dieſer radikalen Heilung; man begnügte ſich im Weſentlichen damit, ihnen die niedern Dienſte abzunehmen und erwartete die Verminderung der Konflikte von der beſtimmteren Faſſung der neuen Geſetze und den größeren Freiheiten, welche den Stipendiaten eingeräumt würden.

Einer der glücklichſten Gedanken in der Organiſation

des Stifts und ohne Zweifel eine der wesentlichsten Ursachen seiner Erfolge ist das Repetenteninstitut. Ursprünglich aus der ältesten Promotion selbst genommen, wurden sie seit geraumer Zeit erst zwei, drei Jahre nach ihrem Abgang aus dem Stift berufen, reif und gesetzt genug, um durch Persönlichkeit und wissenschaftliche Begründung den Stipendiaten gegenüber sich Auktorität zu verschaffen, und doch im Alter ihnen noch nahe genug, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Es bedarf keiner Ausführung, wie fruchtbar sich diese Einrichtung für die Erreichung der höchsten Ziele des Instituts gestalten ließ; aber alles kam, wie auf die glückliche Auswahl der Persönlichkeiten, so auf die richtige organisatorische Gestaltung des beiderseitigen Verhältnisses an.

In persönlicher Beziehung lagen die Dinge für unsere drei Freunde nicht ungünstig: eine Reihe von begabten Köpfen und interessanten Individualitäten zierte das Kollegium, wie z. B., um nur die hervorragendsten zu nennen, Heinr. Eberhard Gottlob Paulus, von dem wir bereits gesprochen haben, Karl Philipp Conz, der bekannte Dichter und Philolog, Ernst Gottlieb Bengel, das energische Haupt der Tübinger theologischen Fakultät nach Storrs Tode, Friedr. Gottlieb Süskind, seiner Zeit der Nachfolger Storrs auf dem Lehrstuhl der Dogmatik und langjähriger Direktor des Studienraths, Johann Friedrich Gaab, der zwanzig Jahre später selbst Ephorus wurde; auch der nachmalige Prälat Dapp und der bekannte, charaktervolle Prediger Dann, sowie Karl Immanuel Diez, ein „Kantischer enragé," wie ihn Leutwein in seinen Mittheilungen (Jahrbücher der Gegenwart 1844, S. 678) nennt, mögen noch aufgeführt werden.

Trotzdem finden wir die Drei mit den Repetenten wenig in persönlicher Beziehung, Hölderlin ist durch gemeinsame Liebe zur Poesie und zum Griechenthum mit Conz in Verbindung, bei dem er auch ein Kolleg über Euripides hört, Schelling scheint mit Süskind im Verkehr gestanden zu sein, dessen Bruder sein Kompromotionale und Stubengenosse war; von dem überhaupt in geselliger Hinsicht seine eigenen Wege liebenden Hegel ist nichts dieser Art bekannt, und auch den Beziehungen der beiden Andern wird nicht jene Bedeutung zugesprochen, welche ein an sich so viele Keime in sich enthaltendes Verhältniß hätte haben können.

Die Ursache liegt wohl mit darin, daß die Repetenten im Allgemeinen damals nicht in der Stellung zu den Stipendiaten standen, welche die richtige Grundlage für gedeihliche Einwirkung gewesen wäre. Ihr Amt gab ihnen nicht die genügende Autorität, und die Kritik der jungen Leute richtete sich immer zuerst gegen sie. Die Akten enthalten zahlreiche Fälle von Mißachtung, von offener und kecker Auflehnung gegen Anordnungen derselben, und in einem der Gutachten findet sich sogar der Vorschlag, beim Stiftsessen „einige Famuli oder Bediente auf gewisse Plätze zu stellen, um die auf- und abgehenden Repetenten vor Mißhandlungen, zum Exempel durch Werfen von Brodkugeln u. s. w. zu schützen.“ Unser „summarischer Extrakt“ bezeichnet es auch als eine der wichtigsten Aufgaben der Reform, das Ansehen der Repetenten im Stiftsorganismus zu heben. Allein, da zum voraus festgehalten wurde, daß ihre Disciplinargewalt nicht erweitert werden dürfe, so blieben die Vorschläge am Aeußerlichsten stehen und erwarteten alles von den veränderten baulichen Einrichtungen,

welche ſie in die unmittelbare Nähe der ihnen Zugewieſenen bringen ſollte.

Die erſte Maßregel, welche zur Erhöhung ihrer Autorität dienen ſollte, war ſeltſamerweiſe der Vorſchlag, den Paragraph der Statuten aufzuheben, der ihnen verbot, mit einem Spazierſtock auszugehen, was denn auch die verſchiedenen Gutachten gerechtfertigt finden; aber Sereniſſimi Marginalentſcheidung lautet: „Stöcke zu tragen iſt unſchicklich für junge Leute; Statuten bleiben!“ Auch die wohlmeinende Abſicht, ſie dadurch auszuzeichnen, daß ſie beim Eſſen Seſſel ſtatt der Stühle bekämen, wird dahin beſchieden: „hölzerne, gute Stühle!“ Doch in einem Punkt wenigſtens wird den veränderten Zeitanſchauungen Rechnung getragen: Die alte Mönchskutte, den Stipendiaten längſt erlaſſen, bezeichnet noch die Repetenten in der Form der „langen Flügelkutte,“ ja ſie iſt ihnen ſeiner Zeit geradezu „ihnen zur Ehre und Diſtinktion“ aufs Neue zuerkannt worden (1752). Nicolai (S. 142 f.), der einmal auf dem „Herrentrippel“ dem Eſſen der Stipendiaten angewohnt hat, gibt ein ſehr draſtiſches Bild von dem wunderbaren Anblick: unten an zweihundert Kragen und Mäntel beim Eſſen und Trinken beſchäftigt, und nun gar „die neun Repetenten, welche oben an einem runden Tiſche ſaßen, gehüllt in lange ſchwarze Kutten, blaß, hager, ſteif und ernſtlich; im Grunde doch auch junge Leute, und ſchon ſo feierlich und förmlich! Gott verzeih mir's, mir fielen dabei die Rathsherren von Heilbronn im Götz von Berlichingen ein.“ Dieſer mittelalterliche Reſt fällt nun, ſie ſollen künftig nur „allzeit in ſchwarzer, decenter Kleidung“ erſcheinen.

An keinem Punkte läßt ſich ſo deutlich erkennen, wie wenig das Stift damals die in ſeinem Organismus

liegenden und durch den Geiſt ſeiner Einrichtungen an die Hand gegebenen Vortheile zu nützen wußte, wie an der Stellung der Repetenten zu den Stipendiaten auf der einen und zum Inſpektorat auf der andern Seite. Statt die natürlichen Berather der erſtern zu ſein, erſcheinen ſie dieſen faſt nur als Aufſeher oder vielmehr Aufpaſſer, während dies nach Ausweis der Akten nicht einmal der Fall iſt, und ſo iſt ein Verhältniß, das bei liberaler Offenheit hier und redlichem Vertrauen dort die Quelle unendlich ſegensreicher Wirkungen werden könnte, ſchon in der Wurzel vergiftet. Daher kommt es denn auch, daß die Repetenten nach der andern Seite nicht leiſten können, was man von ihnen ſollte erwarten dürfen. Als „das
162. Auge der Superattendenten“ ſind ſie mit glücklichem Ausdruck in den Statuten von 1752 bezeichnet, „dazu berufen, auf den ganzen Status des Stipendiums, auf der Einzelnen studium und mores genau Acht zu geben, um den Vorſtehern darüber berichten zu können.“ Es wäre unrecht, dieſe Auffaſſung ihres Berufs im niedern Sinne eines ſpionirenden Ausſpähens, und nicht in dem großen Geiſt jener ächt pädagogiſchen Aufſicht zu nehmen, welche, die Erziehung freier Menſchen zu ächter Sittlichkeit, zu würdigem Gebrauch der Freiheit bezweckend, ſich fortgeſetzt in lebendigem Kontakt mit den jungen Leuten zu erhalten, fortgeſetzt die lautere Quelle des gegenſeitigen Vertrauens offen zu erhalten bemüht iſt und dabei allerdings auch auf das Kleine achtet, weil es Symptom des Ganzen iſt, aber das Kleine als klein behandelt und ihre Zöglinge ſchon durch das Bewußtſein hebt, Objekt einer groß denkenden und Hohes ſuchenden Erziehung zu ſein.

In der That, wenn das Stift nicht bloß die Wohn-

räume für Studienzwecke bieten, wenn es wirklich zugleich Erziehungsanstalt — natürlich eben im hohen und würdigen Sinne — sein sollte, so mußte die Leitung genügend instruirt und orientirt sein, einen genauen Einblick in das allgemeine Leben und Treiben der Bewohner und wenigstens die Möglichkeit haben, über der Einzelnen Individualität sich gegebenen Falls vollgiltig zu orientiren. Weder das Eine noch das Andere war damals der Fall.

Wir wählen als Beispiele solche Fälle, welche zugleich für unsern speziellen Gegenstand von Interesse sind. Man kennt die Gerüchte von der demokratischen Aufregung, die im Zusammenhang mit der französischen Revolution im Stift geherrscht haben soll; noch bis auf diesen Tag weiß die Ueberlieferung von Clubsitzungen, von Errichtung von Freiheitsbäumen u. s. w. zu erzählen. Man ist gespannt, aus den Akten das Nähere zu entnehmen, zumal da unter den Hauptbetheiligten eben die Drei, welche uns so sehr am Herzen liegen, mit großer Beharrlichkeit genannt werden. Aber es zeigt sich, daß hier niemand weniger instruirt ist, als die, von denen man es zumeist erwartet.

Unter dem 13. August 1793 ist ein Reskript vom Herzog ergangen, daß „Hochdieselben von sicherer Hand in Erfahrung gebracht, wie in dem Herzoglichen theologischen Stift die Stimmung äußerst demokratisch sein solle, besonders aber ohne Scheu die französische Anarchie und der Königsmord öffentlich vertheidigt werden;“ die Sache soll schleunigst untersucht werden. Das Inspektorat ist in großer Verlegenheit: von sich aus ist es völlig ohne Anhaltspunkt, es „bleibe nichts übrig als die Repetenten zu vernehmen, welche unter den Stipendiaten leben und mithin die Stimmung und die Aeußerungen derselben in

der Nähe beobachten können." So werden denn am 19. Auguſt ſämmtliche Repetenten vorbeſchieden und ihnen die entſprechenden Fragen vorgelegt. Die Antworten lauten dahin, daß eher das Gegentheil der Fall ſei, daß man mit dem König Mitleid geäußert habe u. ſ. w. Es mag dies thatſächlich nicht unrichtig ſein; aber aus der ganzen Verhandlung geht mit überraſchender Gewißheit hervor, daß die Repetenten ſelbſt nur auf zufällig aufgefangene Aeußerungen ihre Schlüſſe bauen, daß ſie aber in Wahrheit über den unter ihren Schutzbefohlenen herrſchenden Geiſt ohne Kenntniß ſind, weil ſie ihnen nur in der kühlen Stellung von Vorgeſetzten gegenüber ſtehen.

Noch beſtimmter geht dieſer Mangel aus verſchiedenen offenen Erklärungen des Inſpektorats hervor, z. B. in dem Bericht vom 3. September 1792: „Das Inſpektorat iſt aufgefordert, über Einzelne genau zu referiren. Es fürchtet, ſeinen Urtheilen und Bemerkungen nicht die erforderliche Beſtimmtheit und Zuverläſſigkeit geben zu können. Euer Herzoglichen Durchlaucht kann es nicht unbekannt ſein, daß nach der ganzen Verfaſſung des Herzoglichen Stipendii unſere, ſowohl der Superattendenten als des Ephori Stellung gegen die Stipendiaten nur ſo beſchaffen iſt, daß wir höchſtens das äußere Betragen derſelben und ihr eigentliches Stipendiatenleben, nicht aber ihren innern wahrhaft ſittlichen Charakter zu betrachten vermögen, und daß wir den Fleiß nur in Rückſicht auf die Beſuchung der Lektionen, viel weniger aber der Kollegien (welche nicht obligat und nicht kontrolirt waren), am allerwenigſten aber die Beſchäftigung im Innern der Winter- und Sommerſtuben bemerken können."

In einem Bericht vom 15. März 1794 wird aufs Beſtimmteſte wiederholt, „daß bei dem beſten Willen in der

uns angewieſenen Stellung gegen die Stipendiaten es eine wahre Unmöglichkeit iſt, daß wir aus eigener Beobachtung und Ueberzeugung den moraliſchen Charakter, den Privatfleiß und den wiſſenſchaftlichen Werth einzelner Stipendiaten beſtimmen können. Was in unſre unmittelbare Anſicht kommen kann, iſt nur das Verhalten der Stipendiaten gegen diejenigen Geſetze, welche die äußere Ordnung vorſchreiben: der eigentliche Charakter der den Werth eines Menſchen beſtimmt, der Fleiß und der Grad der Geſchicklichkeit kann nicht von uns in der weiten Entfernung, kann nur von den Repetenten in der Nähe beobachtet werden." Wie wenig es aber in Wahrheit auch von dieſen geſchah, haben wir geſehen und finden es auch vielfach vom Inſpektorat angedeutet.

Man wird nicht verkennen, daß hier ein entſchiedener Mangel der Anſtalt zu Tage trat, und leider iſt auch in den Reformverſuchen keine Einleitung getroffen, hier gründlich abzuhelfen. Die Grundfrage war offenbar, ob das Stift „Erziehungsanſtalt" ſein ſollte, wie das Georgii'ſche Votum hervorhob. Dann müßte die Stellung der Repetenten zu den Stipendiaten äußerlich eine andere Organiſation, innerlich einen andern Ton und Geiſt gewinnen und ebenſo der Leitung der Anſtalt gegenüber die Auffaſſung ihrer Aufgabe als „Auge" des Inſpektorats zur Wahrheit werden. Schien dieß aber unmöglich, ſollte die Anſtalt bloß den Theologieſtudirenden Nahrung und Wohnraum für ihre Studien bieten, ſo galt es daraus die Konſequenzen zu ziehen und die Geſetze auf dasjenige einzuſchränken, was zur Erhaltung der Ordnung in einem von ſo Vielen zuſammen bewohnten Hauſe ſchlechthin unerläßlich iſt. [1]

[1] Die neuen Statuten von 1793 brachten hierin einen ziemlichen Fortſchritt, er iſt aber unſern Freunden nicht mehr zu gut gekommen, theils weil die Sache

Die natürliche Folge dieſer unklaren Halbheit war denn, daß den Uebertretungen dieſer äußerlichen Ordnung, weil ſie das einzige Material zur Beurtheilung der Perſönlichkeit boten, ſelbſt gegen die beſſere Einſicht der Vorſteher, ein übermäßiges Gewicht beigelegt wurde — eine der hauptſächlichſten Quellen der Klagen und Beſchwerden. An ſich zwar waren die Strafen für derartige Uebertretungen von leichter Art; ſie beſtanden in „Caritionen," d. h. in der Entziehung der mittäglichen Weinportion, oder, da dieſe, der ſchlechten Qualität wegen, ſelten in natura bezogen wurde, des betreffenden Geldſurrogates, woran ſich dann für höhere Grade die Incarceration anſchloß. Aber die Summirung jener Caritionen und ihre vierteljährliche Zuſammenſtellung in dem ſogenannten „Ca-
204. 173. rentengatter" — der officielle Ausdruck, aus quatuor entſtanden — war doch in Ermangelung anderer Anhaltspunkte das Maßgebende für die Anſchauung von dem Verhalten der Einzelnen, und es macht einen geradezu peinlichen Eindruck, die Inſpektoren ſelbſt in ihren Berichten und das Konſiſtorium in ſeinen Entſcheidungen auf Verfehlungen, welche mit dem ſittlichen Bewußtſein lediglich nichts zu thun haben, zum Theil einen Werth legen zu ſehen, welcher vernünftigerweiſe eben nur Verletzungen von ſittlichen Geſetzen zukommen kann, während ſich doch beide Behörden darüber vollkommen klar ſind, „daß Legalität noch keine Gewähr für Güte des Charakters bietet."

Eben dieſer Widerſpruch zeigt uns, daß wir es hier mit einem leidigen Reſiduum von den Traditionen jener Zeit her zu thun haben, welche zwiſchen den Forderungen

noch zu neu war, theils weil die auf größere Freiheit geſpannte Jugend die Statuten überhaupt mit Widerwillen aufnahm.

der Disciplin und der Sittlichkeit, wenigſtens bei Theologen, wenig zu unterſcheiden gewohnt war, und im Großen und Ganzen iſt eben der Charakter des damaligen Stifts überhaupt der, daß die einer vergangenen Zeit natürlichen und ſelbſtverſtändlichen Anſchauungen auch jetzt noch beibehalten ſind, nachdem der völlig veränderte Zeitinhalt ſie ihrer innern Berechtigung entkleidet hat. Gemildert iſt dieſer verderbliche Gegenſatz dadurch, daß, wenigſtens in den wichtigeren Fällen, die Praxis den Unterſchied wirklich vollzieht, der von dem Bewußtſein längſt vollzogen iſt. Aber auch die Reform von 1793 vermochte, wie wir noch ferner ſehen werden, die Konſequenzen der veränderten Anſchauung noch nicht im gehörigen Maße zu ziehen. Namentlich der „Carcerengatter" ſelbſt iſt es, der ſich in ſeiner rubrikenmäßigen Anlage und der aus unvordenklichen Zeiten ſtammenden lateiniſchen Terminologie ganz als ein Reſt aus vergangenen Tagen verräth. Die Hauptrubriken, den Anlaß der Verfehlung, die sedes mali, bezeichnend, ſind: 1) preces, d. h. Verſäumen der gemeinſamen Morgenandacht durch verſpätetes Aufſtehen, 2) repetitiones, 3) lectiones, 4) templum, 5) vagationes, d. h. unerlaubtes oder über die erlaubte Zeit verlängertes Ausgehen, 6) serus accessus ad portam, 7) varia, vielnamig und vielköpfig, wie die lernäiſche Hydra.

Reinhardt gibt (Schwäbiſches Muſeum S. 284) die Skala dieſer Caritionen an, welche ſo ziemlich mit der Praxis, ſoweit wir ſie beobachten konnten, ſtimmt: „ob neglectum templum 4mal (d. h. Entziehung von vier Weinportionen), ob prandium 2, ob coenam 4, ob lectionem 1, ob serum ad portam 4 (das zweitemal in einem Vierteljahr Karcer), ob preces 1 oder 2, ob

lectionem libri alieni 1, ob mores indecentes 1, ob
J. 177. abusum panis (mit Brodkügelchen werfen) 2, ob garritum, ob sibilum, ob clamorem, ob risum, ob cachinnum 1—2, ob vagationem 1—3.“

Man sieht, daß es sich fast nur um rein äußerliche Dinge handelt, welche allerdings zur Aufrechterhaltung der Ordnung mehr oder weniger nöthig sind, denen aber eben ein Einfluß auf die Schätzung der Persönlichkeit nicht beigelegt werden durfte, und wir begreifen sehr wohl, wie selbständige Naturen geradezu einen Reiz empfinden mochten, ihre Abneigung gegen die Unvernünftigkeit dieses Systems durch gehäufte Uebertretungen zu bekunden, wie denn eben um die Zeit, welche uns besonders wichtig ist, eine große Klage der Vorsteher sich darauf gründet, daß gerade die Primi der Promotionen durch übermäßige Häufung von Caritionen, namentlich durch Wegbleiben von Lektionen, vom Gottesdienst u. s. w. sich vor Andern hervorthun.

Die häufigsten Anlässe zu Strafen geben die Vorschriften über die Kleidung, über die Ausgangsfreiheit und über den Besuch der Lektionen: es waren dies eben die Punkte, gegen welche sich vorzugsweise der „immer überhandnehmende Geist der Unabhängigkeit“ im Stifte auflehnte.

J. 188. Als Kleidung war den Stipendiaten, nachdem die Kutte schon im Anfang des Jahrhunderts abgekommen war, ein leichter „schwarzer Mantel mit weißen Ueberschlägen“ vorgeschrieben. Es war dies die herkömmliche Tracht der protestantischen Geistlichen gewesen und hatte in einer Zeit, welche den Stand auch in der Kleidung auszusprechen gewohnt war, nichts Auffallendes gehabt. Mittlerweile war aber die nivellirende Tendenz des Jahr-

hunderts beſonders auf dem Gebiete der Moden und Trachten thätig geweſen, und ſo erſchien es dem jugendlichen Bewußtſein nun als ein unberechtigter Reſt aus der Vorzeit, daß ſie durch dieſe „Anhängſel“ von der übrigen Welt geſchieden bleiben ſollten.

Reinhardt gibt uns (S. 279) ein derbgezeichnetes Bild von einer Tübinger Schenke, „wo man die Stipendiaten zu fünfzigen und ſechzigen in ihrem Ordenshabit antrifft, in der einen Hand das Bierglas und in der andern die Tabakspfeife. Eine Partie ſchiebt Kegel, eine Partie ſpielt Tarok, eine Partie flucht, eine Partie balgt ſich.“ Demnach ſcheint die für die Beibehaltung der geiſtlichen Tracht geltend gemachte Rückſicht, daß ſie den Träger ſtets an ſeine geiſtlichen Verpflichtungen erinnere, wenig gefruchtet zu haben. Die neuen Statuten bringen hierin keine Aenderung: wir haben uns alſo auch unſere drei Freunde durchaus im flatternden Mantel und im „Krägchen“ vorzuſtellen, und wir hören gelegentlich, daß Hölderlin dieſe Gewandung mit einer gewiſſen Eleganz, Hegel aber mit entſchiedener Nachläſſigkeit zu tragen pflegte. Von Seiten des Inſpektorats aber beginnen nun die gehäuften Klagen über die unzähligen Fälle von Verletzung der Kleidergeſetze. „Die Stipendiaten,“ heißt es in dem Bericht vom 26. November 1794, „haben auf einmal angefangen, ohne Mantel auszugehen, nachdem derſelbe ohnedieß nach und nach durch eine unmerkliche Abſtufung endlich ſelbſt ſo ganz unmerklich geworden iſt, daß er kaum noch für ein Andenken an den alten Mantel gelten kann.“ Und bald darauf: „Nachdem nun der Mantel von den Stipendiaten allmählich auf einen kaum noch merklichen Streifen von Zeug reducirt worden iſt, ſo muß nun auch der ſogenannte Ueberſchlag

weichen, und der jetzt eingeführten dick umwickelten Halsbinde (à la Robespierre) die Stelle räumen."

Ueber das Zweite, das sogenannte „Vagiren," lassen wir am besten den Ephorus selbst sich aussprechen. Aufgefordert, über die Ausgangsfreiheit zu berichten, sagt er 5. Juni 1790: „In den herzoglichen Recessen ist die Recreation und folglich die Freiheit, außer dem Stift zu sein, auf zwei Stunden festgesetzt, von 12—2 Uhr. Allein in Rücksicht, daß in den Häusern der Honoratiorum ein Besuch vor halb zwei Uhr für einen Stipendiaten kaum schicklich ist, hat der dermalige Ephorus von Anfang seiner Amtsführung an kein Bedenken getragen, diese Recreationszeit bis gegen drei Uhr hin auszudehnen. Des Abends fällt das Ausgehen in den sechs Wintermonaten von selbst weg, in den sechs Sommermonaten steht der Ausgang frei von dem Abendessen bis zum Thorschluß, der sich durchaus nach der (städtischen) Thorglocke richtet und in den längsten Sommertagen erst nach neun Uhr eintritt. An Sonn- und Feiertagen, sowie auch Donnerstag Vormittags kann der Stipendiat den ganzen Tag und mithin zu gegenwärtiger Zeit von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr ungehindert aus- und eingehen, wenn er sich nur zur gesetzlichen Zeit beim Speisen und in der Kirche einfindet. Donnerstag Nachmittags wird Freiheit bis gegen vier Uhr nachgesehen."

Diese Frage über die „Klausur" war eine der wichtigsten von denen, welche bei dem Reformplan verhandelt wurden. Es ist interessant, hier Georgii's Ansicht zu hören: Die Verbindlichkeit, in allen Stunden des Tags außer Rekreationen und Lektionen bei Strafe sich innerhalb des Klosters aufhalten zu müssen, sei, meint er, für den

jetzigen Freiheitssinn eine der größten Beschwerden. Es sei an sich hart für einen Jüngling von reiferen Jahren, sich wie ein Kind die Verwendung jeder Stunde vorschreiben zu lassen, unerträglich aber werde die Beschränkung für einen Liebhaber des Studiums, während sie bei dem schlechteren Theil doch ihren Zweck nicht erreiche. Er würde darum keinen Anstand nehmen, den Versuch mit gänzlicher Aufhebung des Verbots und völliger Freiheit in der Zeitverwendung zu machen, um so mehr, als ganz andere ressorts, um die erschlaffte Thätigkeit wieder zu beleben, dem Fleiß Ermunterung und der Ignoranz Schrecken zu geben, erforderlich seien, als das erneuerte Verbot des Vagirens. Doch will er sich der herrschenden Bedenken wegen für einen Mittelweg entscheiden: es sollen alle die Zeitverwendung beschränkenden Verbote aufgehoben, dagegen durch den Thorwart das Aus- und Eingehen jedes Einzelnen nach Stunde und Minute verzeichnet und diese Liste monatlich dem Repetenten der betreffenden Stube vertraut werden, der sie als adminiculans bei Entwerfung des Zeugnisses benützen möge und im Uebrigen Veranlassung nehmen werde, Einzelnen unter Umständen über ihre Zeitverwendung Vorstellungen zu machen.

Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß diese Ansicht vereinzelt blieb; der Herzog erklärte sich „für die strenge Observanz, ohne," wie er mit derben Zügen der Feder beifügte, „auf das ausschweifende Votum des Regierungsraths Georgii im mindesten Rücksicht zu nehmen."

Weitaus aber der verhaßteste Punkt war der „Lektionenzwang," er ist zugleich das Entscheidende in der ganzen Reformfrage, und nirgends trafen die Geister so scharf aufeinander wie hier. Dieser Zwang war ein doppelter:

einmal mußte der Stipendiat gewiſſe Fächer, und zwar bei dieſem beſtimmten Docenten hören, und zweitens war er durch Strafe gezwungen, in der Vorleſung anweſend zu ſein, was durch die Famuli kontrolirt wurde. Die von den (unentgeltlichen) Lektionen wohl zu unterſcheidenden Kollegien waren freigegeben.

Georgii iſt es wieder, der mit kräftiger Beredſamkeit und durchſchlagenden Gründen die Abſchaffung des Zwangs beantragt, indem er abgeſehen von dem Unwürdigen desſelben für Jünglinge bis zu 23 Jahren vorzugsweiſe hervorhebt, wie dadurch das wiſſenſchaftliche Intereſſe abgeſtumpft und auch das Privatſtudium, die Hauptſache für denkende Köpfe, durch den keimenden Widerwillen gelähmt werde. Eine viel beſſere Wirkung erwartet er von einer richtigeren Beziehung der Stipendiaten zu ihren Repetenten, mit denen ſie ihren Studienplan entwerfen und bei denen ſie ſich auch während des Gangs ihrer Vorleſungen Raths erholen ſollen.

Die Sache ſcheint im Konſiſtorium, wo namentlich der Direktor, Ruoff, aufs Entſchiedenſte für das bisherige Syſtem eintrat, ja das Aufſchreiben des Famulus nun auch noch auf die Kollegien ausdehnen wollte, zu ſchweren Kämpfen geführt zu haben. Das Reſultat war, daß per majora die bisherige Einrichtung beibehalten wurde. Daß der Herzog, der in der Karlsſchule ſtreng über dieſer Uebung hielt, ſich ebenſo entſcheiden würde, ließ ſich erwarten; er meint, „das an ſich ausſchweifende Votum des Regierungsraths Georgii könnte in thesi hie und da Wahrheit enthalten, die aber in applicatione hieher ganz nicht anwendbar ſei.“

Wir werden uns kaum wundern, wenn nun noch mehr als ſchon zuvor gerade die Tüchtigſten der Promotionen

durch vervielfältigte Uebertretung des Gebots ihren Proteſt gegen dieſe Bevormundung zu erkennen gaben. Und in der That hat der ſchon von Nicolai lebhaft ausgebeutete Kontraſt, daß dieſe Magiſter trotz der ihnen feierlich zuerkannten supremi in philosophia honores noch zwangsweiſe Lektionen beſuchen müſſen, ſtets eines der hauptſächlichſten Angriffsobjekte gebildet, bis die Verordnung endlich (1837) aus der Welt geſchafft wurde.

Man wird dieſen Punkt um ſo auffallender finden, je mehr man im Uebrigen Urſache hat, die nach der Seite des Doctrinale hin beſtehenden Veranſtaltungen faſt durchaus als zweckgemäß und großentheils als vortrefflich zu bezeichnen. Hatte der Stipendiat ſchon an ſeinem Repetenten einen ſachkundigen Berather zur Seite, zu dem er ſich nur in ein freundliches Verhältniß zu ſetzen brauchte, um die beſte Handreichung für ſein Studium zu finden, ſo waren nun die wöchentlichen Repetitionen, welche ja in den für das betreffende Semeſter maßgebenden Hauptfächern von den Repetenten in dialogiſcher und examinatoriſcher Form gehalten wurden, es waren ferner die Disputirübungen, ſoweit dabei die Kandidaten wirklich thätig waren — bei andern freilich herrſchte ein böſer Schlendrian — es waren vor allem die regelmäßigen ſchriftlichen specimina über wiſſenſchaftliche Fragen aus dem Gebiete des jeweiligen Hauptſtudiums, welche von den Repetenten korrigirt und wenigſtens ſeit 1793 mit dem Einzelnen eingehend beſprochen wurden, in Wahrheit ganz ungemein erſprießliche und überaus wirkſame Hilfsmittel, um den Eifrigen zu fördern oder ſtockendes Intereſſe bei einem Andern neu zu beleben, jedenfalls in eine tiefere und ſelbſtändigere Behandlung der Wiſſenſchaft einzuführen. Und

wenn die Semeſtralprüfungen, bei richtigem Betrieb, den Vortheil boten, zu tüchtiger Vorbereitung zu nöthigen und dem Einzelnen einen Ueberblick über ſein Wiſſen und Können zu gewähren, ſo war auch die Lokation, welche, alljährlich gedruckt, Gemeingut des württembergiſchen Klerus wurde und in ihrer definitiven Geſtalt ſogar in die Stammrolle der Geiſtlichkeit, und in das „Magiſterbuch“ überging, ſehr geeignet, einen energiſchen Reiz auf halbwegs Empfängliche auszuüben.

Es mag wohl ſein, daß anderwärts, zumal in Verbindung mit dem Lektionenzwang, die Fülle dieſer beſondern Veranſtaltungen die Gefahr einer geiſtigen Dreſſur hätte in ſich ſchließen mögen: hier iſt von einer ſolchen Wirkung niemals eine Spur zu entdecken geweſen. Der ſchwäbiſche Stamm iſt vermöge ſeines angebornen Unabhängigkeitsgefühls, vollends in wiſſenſchaftlichen Dingen, an ſich wohl am wenigſten einer künſtlichen Abrichtung zugänglich, und im Stift hat in allen den Zeiten, welchen überhaupt eine höhere Regſamkeit eigen war, der gediegene Charakter der philologiſchen und philoſophiſchen Vorbildung vollſtändig dafür geſorgt, daß eine Richtung dieſer Art nicht aufkommen konnte. Dies zeigt ſich ſchon an dem Geiſte der Kritik, der allgewaltig in dieſer jugendlichen Welt geherrſcht hat, ebenſo entſchieden im Wechſelverkehr an einander wie von allen zuſammen an den Vorſtehern und Lehrern geübt.

Ganz im Gegentheil dürfen wir geradezu als den innerſten Kern der Stiftserziehung und als das köſtliche Kleinod, das alle Beſchränkungen, alle Mängel und Schäden der Disciplin aufzuwägen im Stande war, die Unabhängigkeit des Denkens, die Selbſtändigkeit der

Forſchung und jene innere Hochachtung vor der Wiſſenſchaft bezeichnen, welche ihr Weſen und ihre Aufgabe einzig in dem reinen und lautern Suchen der Wahrheit erkennt. Ueberall in die Tiefe zu dringen, alle Fragen der Wiſſenſchaft auf ihr Princip zurückzuführen und in ihrer innern Verkettung aufzufaſſen, die Sache von der Perſon zu trennen, mit ehrlichen Waffen zu kämpfen und jeden ehrlichen Gegner, jede redliche Ueberzeugung zu achten — das ſind Stücke jenes ungeſchriebenen Codex, der, ſoweit ich ſehen kann, in allen geiſtig friſchen Perioden das Geſammtverhalten derjenigen beſtimmt hat, auf welche man im Stift ſelbſt als auf die eigentlichen Vorbilder achtete, und ich wollte mich anheiſchig machen nachzuweiſen, daß von den überaus vielen, in der Wiſſenſchaft oder im Leben bedeutend gewordenen Männern, welche ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa, aus dem Stift hervorgegangen ſind, weitaus die überwiegende Zahl in hervorragendem Maße durch die eben bezeichneten Merkmale ſich auszeichnet.

Es wäre in der That eine lohnende Aufgabe, wenigſtens für eine beſtimmte Periode, z. B. diejenige, welche der von uns behandelten vorausgeht, die Zahl der „Stiftler," welche nachher im Leben zu einer ausgeprägten und heute noch nachweisbaren Geſtalt gelangt iſt, im Einzelnen zu verfolgen, und aus dieſen Einzelzügen ein Geſammtbild von dem zuſammenzuſtellen, was das Stift gleichſam als character indelebilis ſeinen Zöglingen auf ihren Lebensweg mitgab. Es ſind merkwürdige und zum Theil weit auseinander gegangene Geſtalten, darunter dieſe Spittler, Planck, Stäudlin, dieſe Lebret, Storr, Flatt, dieſe Paulus, Niethammer, Reinhardt — es wären ihrer noch Viele zu nennen — und mannigfaltig gewiß würde

auch jenes Geſammtbild ſich geſtalten, aber gewiſſe Beſtimmtheiten, wie im Benehmen, in der Art zu leben und ſich zu geben, ſo auch in der Stellung zur Wiſſenſchaft würden unzweifelhaft als gemeinſame Frucht der Anſtalt ſich ergeben, welche durch die ganze Art ihrer Organiſation ſo beſonders geſchaffen war, ihre Söhne mit einer ausgeſprochenen Tinktur fürs ganze Leben zu entlaſſen.

Denn unter dieſem Geſichtspunkt angeſehen, mußte auch die Klauſur, welche die Bewohner des Hauſes ganz auf ſich und ihren wechſelſeitigen Verkehr anwies, mußte ſogar jener an ſich kleinliche Geiſt einer niedrig aufgefaßten Disciplin, ſo wenig damit ſeine wirklich üblen Folgen verdeckt werden ſollen, in gewiſſem Sinne für das wiſſenſchaftliche Ergebniß förderlich werden.

Der Druck, der wohl Einzelne verbittern, Manche verſtimmen mochte, war doch in keiner Weiſe unerträglich, und indem er das innere Gefühl der Unabhängigkeit zu lebhafter Reaktion aufrief, führte er um ſo mehr Alle, oder doch die geiſtig Lebendigen auf dem gemeinſamen Schauplatz der wiſſenſchaftlichen Fragen, der geiſtigen Intereſſen zuſammen.

Wie Württemberg inmitten der andern Länder, ſo war in Württemberg ſelbſt das Stift eine kleine Welt für ſich, von ihren eigenen Gedanken und Intereſſen, von ihren beſondern Begriffen über Ehre und Schande bewegt, eine Welt, in der die Kämpfe der Wiſſenſchaft, welche draußen in literariſchen Fehden die Gelehrten in Athem erhielten, in lebendiger Wechſelrede, nicht ohne kräftigen Witz und ſcharfe Satire, von Mund zu Mund durchgefochten wurden, eine Welt, in der ſich der helle Kopf, der feine Denker, der tüchtige Charakter, die originelle Natur, je ihre

Stellung, ihre Anerkennung zu erringen wußten, und wo ſich aus dem bunten Spiel dieſer durch einander wogenden Elemente ein höchſt erregtes und auch den Trägeren erregendes geiſtiges Leben geſtaltete.

Gewiß, wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß hier, in den Privatſtudien des Einzelnen und dem geiſtigen Zuſammenleben Aller der eigentliche Nerv des Stifts in ſeiner Bedeutung lag, ſo würde der einzige Hinweis darauf genügen, daß jene Zeit, die ſo bedeutende Talente im Stift erwachſen ſah, unter den Lehrern kaum einen hervorragenden Mann und der Mittelmäßigkeiten mehr als genug aufzuweiſen hatte, wie das aus den Biographien der Einzelnen längſt bekannt iſt und namentlich von Schelling und Hegel in ihren erſten Briefen mit vernichtender Offenheit ausgeſprochen erſcheint.

Wenden wir uns denn nun noch einmal nach unſern Freunden um und ſehen wir zu, wie ſie ſich zu dieſer merkwürdigen Umgebung ſtellen. Zwar der Stoff, über den wir gebieten, iſt nicht reich, und des Neuen über ſie haben wir wenig beizubringen. Aber erkennen läßt ſich darum doch, wie auf den einen und den andern von ihnen die neuen Anregungen gewirkt haben.

Durch den Erfund des „Carentengatters" freilich und die Erwähnungen in den herzoglichen Admonitionsreſkripten werden wir unſer Urtheil über ſie nur wenig beſtimmen laſſen. In den Caritionen ſtehen ſich Hegel und Hölderlin anfänglich ziemlich gleich, ſie halten ſich in mäßigem Durchſchnitt, und die einzelnen Strafen ſind faſt durchaus durch Wegbleiben vom Gebet oder der Kirche oder Verſäumen der Lektion veranlaßt, bis Hegel auf „Fabian-Sebaſtian" 1790 plötzlich mit 18 Caritionen im Gatter ſteht und nun

auch sofort unter dem 12. Februar ernstlich verwarnt wird. Ein Jahr darauf bringt ihm wiederum derselbe böse Fabian-Sebastian gar 2 Stunden Karcer; er ist von einem mehrtägigen Urlaub zurück eine Stunde zu spät angekommen, weil sein Rößlein „unterwegs schadhaft geworden," in Wahrheit aber, wie der Ephorus anzunehmen geneigt ist, weil ihm zwei lustige Freunde, Finck und Fallot, unerlaubt entgegengeritten sind. Sein Unglück will, daß gerade in diesem Vierteljahr sonst nichts von Bedeutung vorgefallen ist, wie nun der Bericht an den Herzog hervorhebt, der Zustand des Stipendiums dürfte seiner gnädigsten Zufriedenheit diesmal nicht unwürdig sein, „außer daß der St. Hegel wegen eines den Umständen nach nicht eben vorsätzlichen, sondern mehr unachtsamen repetiti seri accessus ad portas den Statuten gemäß mit einer Incarceration bestraft worden ist." So geht nun auch das Admonitionsreskript einzig auf den Armen, der aber trotzdem auch am dritten „Fabian-Sebastian" 1792 „ernstlich bedeutet werden muß, daß er das nächstemal bei gleich viel Caritionen (21) unfehlbar incarcerirt werde."

Auch Schelling, der anfangs nur mit kleinen Zahlen im Gatter steht, scheint, nachdem er zum Primus seiner /.139./ Promotion vorgerückt ist, sich in dieser Richtung, namentlich durch gehäufte Lektionsversäumnisse, hervorthun zu wollen, und am 4. September 1792 sagt das Reskript von ihm: „da es Uns allerdings auffallen mußte, daß St. Schelling wegen 29 Caritionen notirt ist, so habt ihr ihn nachdrücklich zu erinnern, daß er als Primus seiner Promotion mit einem guten Beispiel vorangehen und sich daher den Klostergesetzen genau fügen solle."

Aus den Semesterzeugnissen der Repetenten ist nicht

viel über unſere Freunde zu entnehmen: Die beiden erſten Rubriken, Begabung und Fleiß, ſind ziemlich ſtabil, bei Hölderlin und Hegel regelmäßig: ingenium bonum, diligens, bei Schelling ingenium felix, studia urgens. Das dritte Zeugniß aber, die Sitten betreffend, richtet ſich immer genau nach dem Gatter und hat keinerlei ſelbſtändigen Werth. Bei Hölderlin und Hegel ſind die mores anfangs boni, dann mit der ſteigenden Zahl der Caritionen nur noch probi oder recti, bei Hegel einmal (Georgii 1791) ſogar languidi; bei Schelling findet man ſich mit der Rückſicht für den Primus durch die feine Wendung ab: mores boni quidem, sed ad leges non prorsus adstricti, was dann mit irgend einer kleinen Modifikation jedes Semeſter ſich wiederholt.

Sehr verwunderlich aber muß man es finden, wenn man in den Admonitionsreſkripten plötzlich von dem zarten und feinen Hölderlin zu leſen bekommt: er ſei „alles Ernſtes zu vermahnen, ſich zuverläſſig zu beſſern, daß man nicht zu reellen Korrektionen genöthiget werde.“ Zeigt ſich nun gar, daß er auf 6 Stunden incarcerirt geweſen iſt und zwar „ob publicas injurias ergo ludimagistrum,“ ſo wird man faſt erſchrocken zu dem Protokollbuch greifen. Da ſteht denn unter dem 16. November 1789 dieſer Bericht zu leſen: „Vorigen Dienſtag, den 10. dieſes, brachte bei mir dem Ephoro bei einbrechendem Abend der hieſige Mägdleinproviſor Majer folgende Klage an. Er ſei die Münzgaſſe herunter gegangen, neben ihm her ſei ein Stipendiat gekommen, vom Neuen Bau gegenüber ſei dieſer von einer Seite der Straße auf die andre auf ihn zugeloffen, und hab' ihm den Hut von dem Kopf auf den Boden geſchlagen mit den Worten: „weiß Er, daß es

Seine Schuldigkeit iſt, vor einem Stipendiaten den Hut abzunehmen?“ Er, Kläger, habe ſich ſodann gegen den Stipendiaten erklärt, er wolle ſogleich eine Anzeige bei dem Ephoro machen, der Stipendiat habe erwidert, es ſei ganz recht, er wolle mit ihm gehen. So ſeien ſie beide durch den Burſchhof gegen das Ephorathaus gegangen, unter dem Haus aber habe ſich der Stipendiat getrennt und ſei zum Kloſterthor hereingegangen. Er, Proviſor, habe gleich unter dem Thor gefragt, wer der Stipendiat ſei, und zur Antwort bekommen: er heiß' Cand. Hölderlin. Da er doch in einer öffentlichen Schule ſtehe, ſo ſei ihm darum zu thun, Satisfaktion zu haben. Ich, der Ephorus, ließ ſogleich nach geendetem Abendeſſen den Cand. Hölderlin vortreten. Er leugnete auch die Sache nicht und berief ſich nur darauf, daß der Proviſor ſichs ganz eigentlich zur Gewohnheit mache, vor keinem Stipendiaten den Hut abzunehmen. Ueberhaupt aber bezeigte ſich der Beklagte bei ſeiner Entſchuldigung anſtändig und beſcheiden. Incarceretur horas 6 ob injurias u. ſ. w. Dem Proviſor ſoll aber auch durch den Herrn Special Dr. Märklin beditten werden, daß er es künftig an der Höflichkeit gegen die Stipendiaten nicht ermangeln laſſen ſoll.“

Wie eigen tritt dieſer raſche Zug einer burſchikoſen Keckheit aus allem dem hervor, was wir ſonſt von Hölderlins Art um dieſe Zeit erfahren! Iſt es doch faſt, als hätte ihn die neue Umgebung, die Luft des Stifts mit einem kühnen Selbſtgefühl erfüllt, und doch erkennen wir darin wieder dieſelbe Energie der unmittelbaren Empfindung, die uns von früher her in der Erinnerung ſteht. Aber wie deutlich malt ſich auch in dem Protokoll der gewinnende Eindruck, den das liebenswürdige Weſen des ſchönen

Jünglings auf ſeinen Richter geübt hat! Denn dies iſt das allgemeine Urtheil über ihn: als eine erleſene Natur von feinerer und höherer Bildung erſchien er den Studiengenoſſen, und wenn er vor Tiſch wohl auf- und niederging, war ihnen, als ſähen ſie Apollo durch den Saal ſchreiten.

Ueberaus anziehend iſt, was Rehfues, der ſpätere Curator der Bonner Hochſchule, geboren in Tübingen 1779, in einem autobiographiſchen Fragment (kürzlich von A. Kaufmann in der Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte. Neue Folge. Dritter Jahrgang, 1874, mitgetheilt) Seite 109 aus ſeinen Erinnerungen an die Muſikaufführungen im Stift erzählt, denen er als „Singknabe" anwohnte.

„Merkwürdigerweiſe iſt mir davon niemand im Gedächtniß geblieben, als der unglückliche Hölderlin. Er ſpielte die erſte Violine, und ich hatte als erſter Sopran neben ihm meine Stelle. Seine regelmäßige Geſichtsbildung, der ſanfte Ausdruck ſeines Geſichts, ſein ſchöner Wuchs, ſein ſorgfältiger, reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in ſeinem ganzen Weſen ſind mir immer gegenwärtig geblieben. Ich bin ihm nicht näher gekommen, und ich habe ihn ſpäter nie wieder geſehen. In meinem Gedächtniß ſteht er mit der Violine in der Hand und dem Ausdruck der nickenden Hinwendung zu mir, wenn ich mit meiner Stimme einhalten ſollte."

Von einer zarten Hoheit umgeben, lebte er wie in einer eigenen Welt, hoch emporgehoben über das gewöhnliche Treiben um ihn her. Anfangs iſt er in beſonderer Beziehung zu den zwei ältern dichtenden Freunden Magenau und Neuffer, und mit ihnen an jenem großen, wunderſchön gebundenen „Bundesbuche" arbeitend, in das die vollkommenſten Gedichte der Bundesglieder an den

„Aldermannstagen" aufgenommen wurden und das, noch jetzt im Besitz von Professor C. Schwab, mit feinen schön und rein beschriebenen und den noch viel zahlreicheren weiß gebliebenen Blättern eine ehrwürdige Reliquie aus einer bedeutungsvollen Zeit ist.

Bald aber führt ihn die gemeinsame Begeisterung für das schöne Hellas und zumal für Sophokles' Antigone auch mit dem von Stuttgart gekommenen Hegel zusammen, in dessen nunmehriger Erscheinung uns verschiedene Züge neu anmuthen.

Der pedantische Ernst und die unergründliche Nüchternheit des Gymnasiasten hat „einer gewissen Jovialität und Kneipenbehaglichkeit Platz gemacht, die ihn auch zum angenehmen Gesellschafter machte."[1] Statt jener ausnehmenden Regelmäßigkeit und methodischen Lebensführung ist jetzt „etwas Desultorisches, ein genialisches Betragen" zu bemerken, „das mit den Klosterstatuten nicht immer im Einklang ist." Eine derbe Behaglichkeit, die sich völlig gehen ließ, stand ihm wohl zu Gesicht, und wenn Hölderlin verehrt wurde, so „war er, und mit Recht, bei Allen wohl gelitten." Aber „er galt für ein lumen obscurum." In der That hat Hegel nach der allgemeinen Aussage im Stift keine Probe einer über das Tüchtige hinausgehenden Begabung gegeben: er ist, ob auch in dem oder jenem Punkte anders sich gebend, noch immer derselbe Hegel, wie wir ihn kennen, der ruhig Stetige, hinter dessen wenig bewegter Außenseite, ihm selbst halb unbewußt, tiefere Bildungen sich vorbereiten.

[1] Worte von Leutwein, dem Primus der vorangehenden Promotion, in einem Brief an Schwegler, von diesem mitgetheilt in den Jahrbüchern für Gegenwart, Jahrgang 1844, S. 675 ff. Die frühere Skizze Schweglers über Hegels Stiftszeit in der Zeitung für die elegante Welt 1839, Nr. 35—37 konnte ich nicht bekommen.

Gewöhnlich wird der angebliche „Umschwung," der das konsequente wissenschaftliche Streben erst in ihm geweckt habe, auf den Mißmuth über eine Hintansetzung zurückgeführt, indem der von Stuttgart mit ihm in die Promotion eingetretene Märklin in der Lokation über ihn gesetzt wurde, wozu „Hegels genialisches Betragen und sein unregelmäßiger Kollegienbesuch wenigstens den Vorwand gegeben haben soll" (a. a. O. S. 677). Die Zeitfolge würde zu dieser Ansicht allerdings stimmen: denn die Zurücksetzung Hegels, der bis dahin der Vierte gewesen war, hinter Märklin (wobei übrigens der bisherige tertius Hesler der Fünfte wurde, also Hegel im Grunde seinen Platz behielt), erfolgte allerdings unmittelbar nach der ersten Verwarnung von Fabian-Sebastian 1790. Doch werden wir, wenn wir Hegel auch nachher in der bisherigen Art weiterleben sehen, weit eher geneigt sein, unserer früheren Anschauung zu folgen, daß seine Natur zu jenen langsam aber sicher und tief innerlich sich entwickelnden gehörte, die, ohne Glanz der Erscheinung, lange für spröde und unfruchtbar gelten, bis die still gesammelte Kraft mit der richtigen Aufgabe auch das lösende Selbstgefühl gewinnt, und wenn in dieser Entwicklung noch ein von außerhalb der geraden Linie wirkender Reiz angenommen werden soll, so dürfte er später anzusetzen und in der Beziehung zu Schelling zu suchen sein, dessen riesenschneller Entfaltung Hegel mit innerlicher Antheilnahme folgt, bis er, lange nach der Stiftszeit, ihn an einem Punkte angelangt findet, wo eben in Folge jener Raschheit er, der langsam Stetige, sich ihm überlegen fühlt.

Denn mittlerweile ist nun, wie ein Meteor an dem Stiftshimmel, dieser Schelling aufgegangen, als praecox

ingenium von dem eigenen Vater beim Eintritt charakterisirt, und wie mit magnetischer Anziehungskraft alles an sich ziehend, was, ob auch von Andern minder beachtet, einen selbständigen Werth und eine originale Anlage in sich birgt.

Es war eine merkwürdige Weltepoche, als dieses wunderbare und wie mit elektrischer Kraft mit allem Neuen in der Zeit sich berührende Talent im Jahr 1790 in den bisherigen Stiftskreis hereintrat. Eine gewaltig und siegreich emporsteigende Literatur hatte überall im deutschen Volke Lebenskeime geweckt, hoch im Norden des deutschen Landes war eine neue Philosophie erstanden, mit mächtigem Weckruf an die innersten Kräfte des Wollens und Denkens appellirend, drüben aber über dem Rhein war eine neue Aera der Weltgeschichte angebrochen, Tag um Tag brachten die Zeitungen aufregendere Nachrichten von dem Sieg der Ideen, welche die begeisterte Jugend aus Rousseau wie nicht minder aus den Klassikern des Alterthums geschöpft hatte, und im Stift selbst waren es die Mömpelgarter, welche, persönlich aufs Aeußerste erregt, alles was von dort kam, noch mit aktuellem Leben erfüllten.

vgl. 190

Da war nun Schelling trotz seiner Jugend der richtige Dollmetscher der bunt durch einander treibenden Zeitelemente, mit dem ahnenden Tiefblick seines genialen Instinkts hat er aus Allen heraus die zwei erkannt, in denen mit der höchsten Intelligenz zugleich die höchste Energie des der Zukunft zugewendeten Gefühls lebt. Mit ihnen sucht er das engere Band in gemeinsamer Liebe zu den Griechen, zu Platon, zu Kant und Spinoza, zu Rousseau und den Ideen von 1789. Hier, in diesem Kreise, vertieft, verdichtet sich die Gährung der Zeit. Hier wird, was

Andern getrennt und weit auseinanderliegend erſcheint, nicht einzeln, ſondern im tiefen Lebenszuſammenhang, als Elemente eines neuen Weltbildes erfaßt, und kühn und unverdroſſen die Bruſt im Morgenroth des anbrechenden Tages badend, ſtreben die begeiſterten Jünglinge ſich ganz und völlig mit dem Lebensinhalt der neuen Zeit zu erfüllen, die ſie auf allen Bahnen, im Staat, in der Geſellſchaft, in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft, in der Durchdringung der beiden, in einer mächtigen und allgemeinen Verſchmelzung von früher getrennten Elementen hereinbrechen fühlten.

Der Hellenismus, die Philoſophie als Inbegriff der ganzen Geiſteswelt, und das neue Geſellſchaftsideal — das ſind die Säulen ihrer neuen Weltanſchauung, das alte, von Spinoza erneuerte „All' und Eine" wird ihr myſtiſcher Wahlſpruch, und wenn Hegel drei Jahre ſpäter (1796) von dichteriſcher Begeiſterung erfaßt mit glühendſter Sehnſucht jener Tage gedenkt, dann tritt erhebend das Bild des Bundes vor ſeine Seele,

„Des Bundes, den kein Eid beſiegelte:
Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!"

Fürwahr, es iſt ein wunderbares Bild, dieſer Bund der Drei inmitten der alten, dumpfigen Kloſtermauern des Stifts, umſtrahlt vom Schimmer der Zukunft. Als Hegel jene Zeilen ſchrieb, in dem myſtiſchen Gedicht Eleuſis, das uns zum erſtenmal den tieferen Blick in die lange verhaltenen Schätze ſeines Innern eröffnet, zum erſtenmal die ſichere Andeutung von ſeiner großen Zukunft gibt, da hatte

Hölderlin bereits mit dem ersten Fragment seines Hyperion, den Gedanken des Bundes tiefsinnige Worte leihend, des großen Schiller liebevolle Achtung erworben, Schelling aber — ein nie gesehener Anblick — als zwanzigjähriger Jüngling, noch in den Mauern des Stiftes weilend, in kühnem Aufschwung, dem kühnsten der Zeit, der ihrem dunkeln Wogen und Ringen den schärfsten und entschlossensten Ausdruck gab, dem gewaltigen Fichte als Ebenbürtiger sich an die Seite gestellt, und Hegel ruft ihm aus der Ferne begeistert zu: „Vernunft und Freiheit bleiben unsere Loosung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche!“ (Rosenkranz S. 69.)

Wie sehr aber die intensive Kraft des Gährungsprozesses, der jeden Einzelnen von ihnen erst recht zu dem gemacht hat, was er werden sollte, gesteigert ward durch die Atmosphäre des Stiftslebens und die ganze Art dieser in sich abgeschlossenen und von geistigen Interessen bewegten Gemeinschaft, glauben wir im Vorhergehenden genügend angezeigt zu haben.

Es stellte, wie immer, das Bild Altwürttembergs im Kleinen in sich dar: viele Mängel im Einzelnen, große Einseitigkeiten, ein schwerer Ballast von nachgeschleppten Resten aus alter Zeit; aber im Kern gediegen und tüchtig und darum die rechte Pflanzstätte kernhafter Naturen und bedeutender Erscheinungen.

In diesem Sinne dem Stift und Altwürttemberg überhaupt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möge mit eine Wirkung dieser von dankbarer Erinnerung eingegebenen Schrift sein.

...ger 171.

...gie 175.

...ter 69 f.

...schule 130 f.

... 76. der jüngere Nast 81.

...d 168.

... 77 (Christiade).

'exprimiren' 124.

Hegel als Dichter 212.

Landexamen 120.

das Latein 82 f. 119.

'Promotion' 125. 134 f.

Schelling 93 (über Hegel).

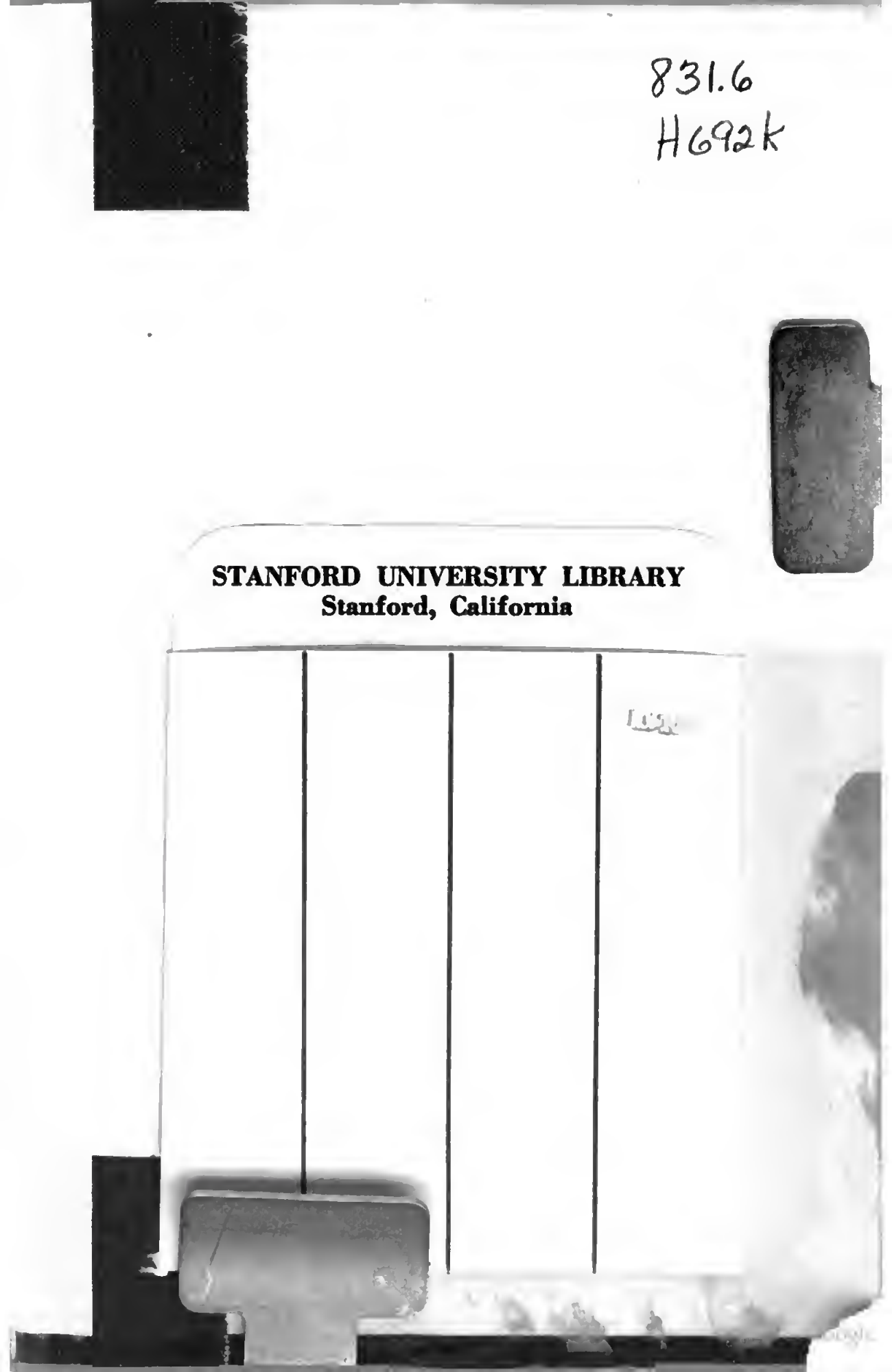
Schiller 131 f.

Werthlin 167.

Waiblinger 84.

Wolff 119 (in der Schule!). 171 f.

Digitized by Google

831.6
H692k

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California